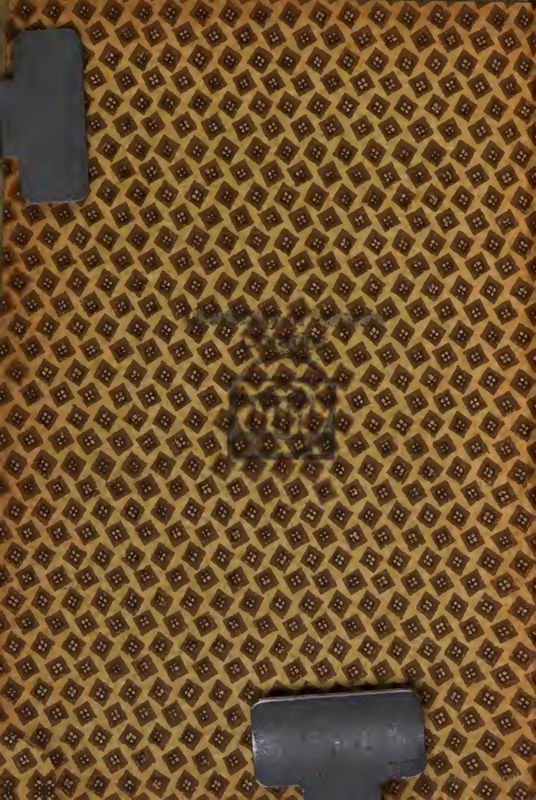
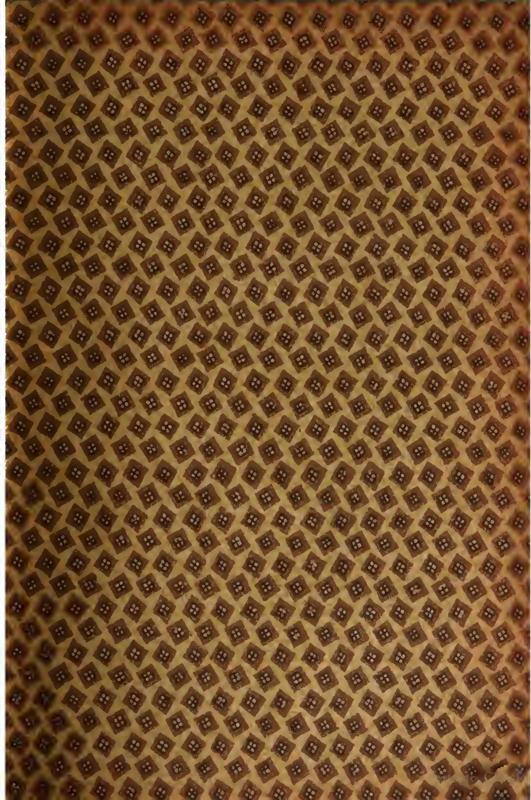
Willy Speyer

Der Herzog, die Kokotte und der Kellner



Albert Langen, München





Der Herzog, die Kokotte und der Kellner

Von

Willy Speyer

sind bisher erschienen:

bei Bruno Cassirer, Berlin

Ödipus, Roman

bei Albert Langen, München

Wie wir einst so glücklich waren, Novelle

Gnade, Schauspiel

Willy Speyer

Der Herzog, die Kokotte und der Kellner

Erzählungen



Albert Langen, München

Inhalt

Der junge Herr

Die junge Frau hatte sich während des Nachmittags in ihrem Zimmer aufgehalten und war vor Anbruch des Abends in den Garten hinabgestiegen, um in dem neusten Buch ihres Lieblingsdichters zu lesen. Auf einer steinernen Bank in der Nähe des Teiches hatte sie die erhoffte Ruhe und Abgeschlossenheit vor dem Getrieb ihres Hauses gefunden; hier in der Stille gab sie sich mit dankbarem Herzen der Lektüre hin. Im Anfang begleitete sie einige subtile und ironische Wendungen des Werkes mit einem klingenden entzückten Lachen; in späterer Stunde jedoch beherrschte eine größere Nachdenklichkeit und Besonnenheit ihr Gesicht. Eine Strähne ihres feuerroten, lockeren, in der Mitte gescheitelten Haares berührte die Seiten des Buches. Sie wollte mit ihren Augen, ihrem Mund und ihrem Haar dieser angebeteten Schöpfung eines großen, weltklugen Geistes nahe sein.

„Welch ein Mann!" sagte sie laut, als sie ein Kapitel beendigt und das Buch geschlossen hatte.

Sie stand auf und wandte sich, mit den Händen das Orenburger Tuch erfassend, zu den Fliederbüschen am Teich. Tief in Gedanken, aber mit heiterem Gesicht umschritt sie das grüne, träge Wasser und verweilte

bei den großen lilafarbenen Blumen. Dieser Frühlingsabend mit seinem gedämpften Rauschen in den alten Bäumen und seinem Duft von den Blumenbüschen stimmte sie mild und gerührt. Sie rief ihren Hund herbei, einen schlanken, lebhaften Foxterrier, und liebkoste ihn. Der Hund krümmte sich spielerisch und anmutig, spitzte mit einem Male die Ohren und raste zur Villa. Die junge Frau blickte auf; eine Falte zeigte sich an ihrer Stirn.

Auf der Veranda stand der Diener und deutete mit der Hand nach ihr hin. Gleich darauf stieg ein Herr die Stufen hinab. Er trug ein Dinnerjacket, sein gestärktes Hemd leuchtete durch das Grün der Sträucher. Der Foxterrier sprang unablässig an ihm hoch, lautlos und eifrig, als habe er eine Aufgabe zu erfüllen.

Die junge Frau ging ihrem Gatten mit einem singenden: „Hallo, Hallo!" entgegen, legte ihre Arme um seine Schultern und küßte ihn wortlos auf die Stirn. Sie schien wiederum gerührt und nachsichtig.

„Guten Abend, Ruth."

„Guten Abend, mein Herr und Gebieter. Wie geht es dir?"

„Gut, sehr gut. Ein herrlicher Tag, — was meinst du?"

„Ein milder, herrlicher Abend! Wir werden nachher anspannen lassen, nicht wahr?"

Sie faltete die Hände auf seinem Nacken. Sie war größer als er.

„Ja, laß uns nach Schleißheim fahren!" sagte

er. „Wir werden im vollen Mondschein dort ankommen und in der Schloßwirtschaft heißen Grog trinken."

Er hielt inne.

„Aber was hast du heute für ein wunderschönes Kleid an! Das ist ja wie lodernde Flamme!"

Er nahm die Hand seiner Frau und drückte sie freundschaftlich.

„Ich vermute, du wirst heute Nacht dem Volk Israel in einer Feuersäule voranschreiten," sagte er.

Sie lachten und sie küßten sich.

Die junge Frau trug ein blutrotes Kleid, das ihre schönen weißen Arme und ihren schlanken Hals frei ließ. Ihr Antlitz mit den klugen, schmal geschnittenen grauen Augen glich im Profil dem eines spähenden Tieres. Ihren Nacken erwärmte das zärtliche Orenburger Tuch. Ein brillantener Adler mit einem Saphir im Schnabel leuchtete als einziger Schmuck an ihrer jungen Brust, und es schien, als werde er sich im nächsten Augenblick mit breiten, strahlenden Schwingen in die Frühlingsabendluft erheben.

„Gefällt dir das Kleid wirklich, Alexander? Du mußt wissen, daß es mir gestern aus Paris geschickt worden ist."

„Ich bin überzeugt, du verschwendest die Mitgift unserer zukünftigen Tochter. Doch es ist angenehm, von solch einer Frau ruiniert zu werden."

„Gott behüte uns davor," sagte Ruth und lachte klingend, wobei sie den frischen Mund ein wenig öffnete.

„Aber nun gehen wir wohl zum Essen in den Pavillon . . .?" setzte sie ernster hinzu.

„Ja, gehen wir nur. Im Pavillon essen, — das ist schön. Ich gestehe offen, ich bin gern verheiratet."

Auf der Stirn der jungen Frau zeigte sich wieder eine Falte, und die linke Braue war einen Augenblick bedenklich hoch gezogen.

Man speiste in einem Gemach zu ebener Erde. Drei Türen standen weit geöffnet, und manchmal zog ein Rauschen durch den hohen hellen Raum, ein Frühlingswind, der sich im Haar der jungen Frau und in ihrem Kleide fing.

Die Gatten saßen einander gegenüber an einem runden Tisch, der mit einer Vase schweren Goldregens geschmückt war; die Kerzen in den silbernen Leuchtern blieben unangezündet.

Sie sahen von ihren Sitzen aus wie durch einen Bilderrahmen eine blaue friedfertige Wolke über den Abendhimmel ziehen. Auf einer rotblühenden Kastanie vor der Tür hatte sich ein Vogel vor seiner Heimkehr nach dem Nest niedergelassen und sang überquellend vor Glück seine kleinen unsinnigen Lieder.

Die jungen Herrschaften unterhielten sich lebhaft und blickten einander lachend in die Augen. Ruth legte zuweilen die schmucklose, nur mit dem Ehering gezierte Hand auf den Arm ihres Mannes; einmal strich sie mit freundlichem Spott über seine scharf ausrasierte Wange und die hochmütige Stirn. Später stießen sie so klingend die goldenen Gläser aneinander, daß der Foxterrier, welcher auf der roten Schleppe der Herrin saß, erschreckt und ärgerlich aufstand, sich gelangweilt dehnte und mit schiefem Wolfsblick durch eine Tür in den Garten entwich.

Der Diener, in weißem Frack und dunkeln Eskarpins, nahm die Speisen aus der Hand eines schwarz gekleideten Mädchens entgegen; er bediente ruhig, und alles ging ihm so leicht vonstatten wie in einem Traum.

Man sprach von dem Gastspiel eines großen Schauspielers im Residenztheater, man erwähnte den Besuch der Frau von Bellin, einer alten, unfreundlichen und mißgünstigen Dame, die „denk nur, Alexander, sogar außerordentlich liebenswürdig" gewesen sei, man beredete einen Automobilausflug zu einer Zeppelinfahrt nach Friedrichshafen und man erörterte, nachdem man sich erhoben, die junge Frau dem Diener zugenickt und ihr „Danke, Friedrich!" gesagt hatte, eingehend den gestern publizierten Roman des großen Schriftstellers.

„Man hat doch stets Angst, Alexander," sagte die junge Frau, die an einem Blumenbeet stehen blieb und mit der Hand eine Azalie liebkoste. „Man hat jahrelang von einem Schriftsteller nichts gehört, man weiß von seinem persönlichen Leben das wenigste, und nun — wird das neue Buch gut sein? Wie steht es überhaupt mit ihm? Fühlt er sich wohl? Er ist vielleicht verheiratet, — gut, — aber ist er deshalb zufrieden? Und gebietet er der Sprache noch wie ehedem? Nun, ich sage dir, ich war heute froh: er ist weiter gekommen, und es geht ihm wohl auch gut."

Der Herr zündete sich eine Zigarette an.

„Rauchst du, Liebe?"

„Nein, ich danke dir."

Er warf das Streichholz fort.

„Mein Gott, warum soll es ihm nicht gut gehen?" sagte er. „Man sagt, er habe eine schöne dumme Frau geheiratet aus guter Familie, sein Leben ist geradlinig verlaufen ..."

Die junge Frau wandte sich jäh um.

„Geradlinig?" rief sie. „Gut, daß du das sagst! Ha!"

„Darf ich fragen, was deine Gereiztheit bedeutet?" fragte der Herr verwundert. „Weißt du es anders?"

Die junge Frau ging weiter. Nach einigen Schritten blieb sie wiederum stehen.

„Weißt du, Alexander," sagte sie mit einer erbitterten Handbewegung, „das geradlinige Leben eines jungen Mannes aus unseren Kreisen, das kenne ich. O, ich hatte ja Brüder ...!"

Alexander lächelte souverän und gelangweilt.

„Bitte, war dein Leben denn geradlinig, Alexander?" hörte er eine Stimme fragen, und als er mit größerem Erstaunen aufblickte, sah er die schmalen, klugen Augen seiner jungen Frau erwartungsvoll auf sich gerichtet.

Eine Stille trat ein.

„Ja, Ruth, ich glaube wohl," erwiderte Alexander dann freundlich und stieg die Stufen zur Veranda hinauf. „Ich hatte Schulden, aber das war nicht schlimm. Papa bezahlte sie stets."

Man war sehr kurze Zeit verlobt gewesen und nun erst seit einem Monat verheiratet. Es war nötig, sich an den Abenden über viele Dinge des Lebens auszusprechen.

Alexander ließ sich, oben angelangt, in einem Korbsessel nieder. Ruth reichte ihm den Kognak in einem riesigen Glas. Man trank dann schweigend den Mokka und sah zum Abendhimmel hinauf. Es war ersichtlich, daß es eine leichte Verstimmung zwischen ihnen gab. Die junge Frau begann nervös mit einer goldenen Kette zu spielen, die auf dem Tische lag. Sie formte Ringe für ihre Finger oder ließ das Gold durch die blühenden Lippen gleiten.

„Du mußt wissen," begann sie nach einer Weile, „daß eben dieses Buch von dem geradlinigen Leben der jungen Leute spricht."

Alexander hob die Hand in die Höhe.

„Um Himmels willen, Ruth, ich bitte dich, willst du wirklich davon anfangen? ..."

Ruth lachte wie unter der Erleuchtung eines Gedankens hell und kindlich auf. Sie legte die Hand auf das Knie ihres Mannes.

„Darf ich dir eine Geschichte erzählen?" fragte sie bescheiden.

„Eine Geschichte?"

Alexander war verlegen.

„Wie meinst du das?"

„Nun," sagte Ruth mit einer großen Handbewegung und deutete hinaus in den Abend, „denke dir aus, dies alles hier, Park, Villa, Fox, du und ich, — dies alles sei das Werk eines Dichters. Du bist aus dem Amt nach Haus gekommen, wir haben zusammen Abendbrot gegessen, haben geplaudert und sind bis hierher gegangen, ... dies wäre die Einleitung. Und nun kommt die eigentliche Geschichte ..."

„Ich bitte dich, Fox," unterbrach sie sich ein wenig gereizt, „verhalte dich ruhig. Es ist völlig ausgeschlossen, daß es hier eine Maus gibt."

„Ich werde sehr gern deine Geschichte hören, liebe Ruth," sagte Alexander höflich und stand auf. „Einen Augenblick bitte. Ich stecke mir nur eine Zigarre an. So. Ich gestehe, ich bin auf dein Erzählertalent gespannt. Wie angenehm später für unsere Kinder!"

Ruth lachte, legte die beiden Hände gefaltet auf ihren Nacken, dorthin, wo das rote Haar auf der weißen Haut in einem Knoten verschlungen ruhte, sah ihrem Mann freundlich in die Augen und begann zu berichten:

„In meiner Erzählung soll von einem jungen Herren die Rede sein. Wie schildere ich ihn dir? Nun, Alexander, ich sehe da, wie du so im Korbstuhl liegst, dein Profil gegen den Abendhimmel, und ich finde, du ähnelst meinem Helden in vielerlei. Er hatte auch so schwarzes, seitwärts gescheiteltes Haar wie du und einen kurz abgeschnittenen Schnurrbart, seine Augen waren goldbraun und dennoch männlich und streng, — was bei goldbraunen Augen selten ist, denn sie gehören eigentlich zu einem Mädchen —, und seine Nase war eine hochmütige stumpfe Junkernase.

Er bewohnte hier in München einige Zimmer am Rande des Parks, er nannte einen Balkon mit einem kleinen Vorgarten sein eigen, und noch in späteren Jahren hatte er von diesem Anwesen die Vorstellung, als sei es zu jeder Zeit, Sommers und Winters, wie von Sonnenströmen durchflutet gewesen. Er hielt sich, sehr gegen den Willen seines

Vaters, einen Diener, der ihm mit Umsicht aufwartete und dem alles so leicht von der Hand ging, wie wir es bisweilen in Träumen sehen.

Wie war sein Leben? O, sein Leben war leicht, es wog nicht viel in seiner Hand, es hätte wohl verloren gehen können um eines Abenteuers willen, um einen Freund zu beschützen, eine Frau zu gewinnen oder einen Ritt zu vollführen. Trotzdem war er nicht keck wie ein Landsknecht oder von ungezügelten Sitten, sondern höflich, nicht ohne Bildung, milde, durch eine gute Tat leicht gerührt. Er dachte ungern nach, obschon er dazu größere Fähigkeiten besaß als die meisten seiner Mitmenschen. Mit Strenge mied er die Vorlesungen an der Universität, ja, selbst deren Geschäftsbetrieb, denn er versäumte es regelmäßig, sich in das große Buch der Studierenden eintragen zu lassen.

Er hatte viele Freunde und gute Kameraden, die ihn liebten. So wenig er auch seiner Rede achtete und so wahllos und lässig er in den Tag hinein sprach, was ihm zu sagen gefiel, so geschah es doch zuweilen, daß irgendeines seiner Worte den Freunden im Herzen blieb und sie entzückte, ohne daß er es selbst geahnt hätte. Fremden gegenüber bewies er eine Art von höflichem Hochmut, der ein bescheidenes Gemüt zwar befremden aber dennoch anziehen konnte. Die knabenhaft kecken und abweisenden Züge seines Antlitzes bewahrten ihn, so schien es, vor der Bitternis, je einen Schmerz oder auch nur eine Anmaßung ertragen zu müssen.

Er pflegte sich um die Mittagszeit von seinem

Bett zu erheben, und schon in den letzten Augenblicken seines sanften Schlafes durchdrang ihn das Bewußtsein von einem Tag, der ihm — vielleicht — eine erwünschte Verabredung erfüllen könnte, ein angenehmes Zusammensein mit einem Freund, gegen Abend einen kühlen und amüsanten Ritt durch den Englischen Garten oder über die Truppenübungsplätze, eine Automobilfahrt nach den Binnenseen, daran anschließend einen Aufenthalt auf der Jacht und des Nachts den Besuch der Ausstellung oder einer Operette."

„Ich finde deinen Helden sympathisch, wenngleich ein wenig faul," sagte Alexander und strich lächelnd die Asche von seiner Zigarre. „Ich darf annehmen, daß er in den folgenden Semestern sich eifriger seinen Studien hingeben wird."

„Du darfst es in der Tat annehmen, Alexander, aber ich bitte, unterbrich mich nicht. Ich muß durchaus nachdenken, damit ich dir alles wohlgeordnet vortrage. Wie führe ich nun die zweite Figur in meine Erzählung ein?"

„Natürlich eine Frau," sagte Alexander, „ein Mädchen vielleicht?"

„Gewiß, — ein Mädchen.

Nun, ich lasse meinen jungen Helden im Englischen Garten spazieren gehen mit seinem Hund, den wir Fox nennen wollen — aber er spielt durchaus keine Rolle in unserer Erzählung —, und ich befehle, daß er dort am Chinesischen Turm zur Zeit des Nachmittagskonzerts einem jungen Mädchen begegnet. Ich sage nicht, daß er ‚zuerst beklommen

stehen blieb', aber, so gern ich ihn dir auch überlegen und von Frauen geradezu lächerlich umworben darstellen möchte, — es läßt sich nicht verhehlen, daß er äußerst entzückt und betroffen war. Er hatte dieses Mädchen schon früher gesehen; das eine Mal war er in der Ludwigstraße an ihr vorbeigefahren, an einem andern Tage hätte er sie beim Ausgang des Englischen Gartens an der österreichischen Gesandtschaft in einem hitzigen Galopp nahezu überritten. Heute wandte er sich um und folgte ihr. Er bemerkte, daß alle Männer, junge Künstler, reitende Offiziere, sogar ein königlicher Prinz ihr nachblickten, er hörte einen Studenten mit verzogenem Mund zu einer älteren Dame sagen: ‚O, sehen Sie, wie sie schön ist!', und er beschloß, dieses Mädchen, das mit gesenkten Lidern durch diesen rasenden Chor huldigender Männlichkeit schritt," — hier lachte die junge Frau tief belustigt, — „er beschloß, sie vor den Augen aller anzureden. Ich muß hier trotz der offenkundigen Ironie, mit der ich meinen Helden behandle, gestehen, daß ich nicht ohne Bewunderung für ihn bin, denn das Mädchen hatte ihm niemals einen Blick geschenkt. Du wirst mir zugestehen, daß dies unter solchen Umständen entmutigend sein kann."

„Ich bemerke, Ruth, wie tiefe Einblicke du in das Leben getan hast."

„Ich danke dir. — Ein schicklicher Vorwand war gegeben. Er sprang mit einem Mal über ein Stück grünen Rasens, der seinen Weg von dem ihren trennte, grüßte sie ehrerbietig mit dem Hut, und bat mit großer Höflichkeit um Vergebung, sie vor

einigen Wochen durch sein heftiges Reiten im Englischen Garten in Gefahr gebracht zu haben. Er glaubte keineswegs, daß sie sich dieser völlig geringfügigen Begebenheit entsänne, und wurde durch ein beharrliches Schweigen noch darin bestärkt. Er begann darauf zu reden, wie es seine Art war: witzig, amüsant-übertreibend, ja ungeheuer lügend. Und siehe da — o was sind Frauen einem jungen Herrn gegenüber! —, siehe da, nach einer Weile ergab es sich, daß das schöne Mädchen ihn kannte, seinen Namen, sein Tun und Lassen, seine Freunde, daß sie ihn oft und, wie es schien, gern gesehen hatte. Diese Offenbarungen kamen nun keineswegs fließend aus ihrem Munde, auch wurden sie häufig von ihm durch Ausrufe des Staunens und des Entzückens unterbrochen. Als sie beide schließlich die Königinstraße erreicht hatten, erlangte er von ihr zu seiner eigenen Verwunderung die schnell, auf die erste Andeutung gegebene Erlaubnis, sie des Abends von ihrer Wohnung abholen zu dürfen. Er verabschiedete sich, indem er ihre Hand küßte, die mit einem zarten, duftenden Gewebe bekleidet war, und trat im Gefühl einer süßen Freude am Leben in den Hofgarten, um sich dort an Vanille- und Erdbeereis, gemischt, zu ergötzen."

Man konnte wahrnehmen, daß Alexander seine Frau mit allen Anzeichen äußersten Erstaunens ansah.

‚Ich träume wohl,' dachte er.

Ruth schien dies durchaus nicht zu bemerken.

„Es liegt mir nun ob, dir Wuchs und Antlitz der jungen Dame zu offenbaren. Du hast aus dem

Chor rasender Männlichkeit bereits erkannt, daß sie schön war. Aber ich stehe nicht an zu erklären, daß sie wunderschön, daß sie über alle Begriffe herrlich, ja, daß sie das schönste Mädchen dieser Stadt war. Sie war blond. Ihr Teint war weiß und rot. Ihre Augen grün —"

„Gefährliche Augen, Ruth —?"

„Keineswegs gefährliche Augen, sondern die Augen einer sanften Taube. Sie war groß, ein wenig hochbeinig. Ihre Brust atmete in kindlicher reiner Fülle. Ihre Hüften waren schlank und mädchenhaft und ihre Hände in schimmernder Röte beseligend und gefährlich. Aber das Seltsame an ihr war der Gang. Sie schritt nicht aufrecht, sondern mit einer leichten Biegung des Oberkörpers. Dies jedoch hinderte sie nicht, die Füße so fest und in gleichmütiger Ruhe auf den Boden zu setzen, daß man hätte glauben können, auch in ehernem Grunde eine Spur ihrer Tritte zu finden."

Alexander lehnte das Haupt an das Korbgeflecht seines Sitzes und sagte:

„Wie beschreibst du ihren Gang: mit einer leichten Biegung des Oberkörpers ... O Ruth!"

Die junge Frau atmete tief aus.

„Du wirst es mir ersparen," begann sie von neuem, und ihr Gesicht wurde ganz bleich vor Abscheu, „dir die einzelnen Phasen einer alltäglichen Verführung zu schildern. Es gibt für eine Frau nichts Qualvolleres als dies, und du weißt, Alexander, daß ich im Faust vor dem Beginn der Gretchenszene aus dem Theater gehe, da mein unaussprechlicher Ekel

durch keine Kunst überwunden wird. Ich sage dir nur dies: mein Held war anständig genug, das schöne Mädchen nicht durch metaphysische Redensarten zu überwinden, er beging keine Ruchlosigkeiten, sprach auch nicht von ewiger Liebe, wenn er — nun, wenn er lediglich das meinte, was junge Herren aus unsern Kreisen so meinen, wenn sie mit einem Mädchen zusammen sind. An demselben Abend, dies ist das Seltsame, geschah alles, was er sich nur wünschen konnte; meine schöne Freundin — ich will sie Klara nennen — trat heiter und ohne Befangen in das Haus meines jungen Freundes und verließ es heiter und ohne Befangen.

Er war doch etwas erstaunt über diesen schnellen Triumph. Wie, dieses beängstigend schöne, über alle Begriffe herrliche Mädchen, bei dessen Anblick allein sich die Augen der Männer wie in einer dunkeln Wut zu verschleiern pflegten, dieses anbetungswürdige Geschöpf gab ihm nach wenigen Stunden ihrer Bekanntschaft ohne sonderliches Widerstreben alles, was eine Unberührte einem Manne geben konnte?

Aber ach, der junge Herr liebte es nicht, nachzudenken, am allerwenigsten über eine Frau, die ja doch unverständlich und aus einer andern Welt war, und er verfrühstückte am nächsten Vormittag in einer kleinen Weinstube mit einem tatarischen Prinzen und zwei verwegenen moskowitischen Kaufleuten die Hälfte seines Monatsgeldes.

Immerhin, — als er am Nachmittag auf seinem Balkon saß und der Diener die Teemaschine anzündete, ergriff ihn eine innige Freude, wie die Garten-

tür sich öffnete und Klara auf ihn zutrat, ruhigen Schrittes, mit der leichten Biegung des Oberkörpers, die schönen, dummen, grünen Augen mit einem freundlichen Lächeln ihres stets feuchten Mundes auf ihn gerichtet.

Sie tranken zusammen Tee, und er bemerkte heute wiederum, daß sie wenig sprach, ja, daß er Mühe hatte, eine Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen. Diese Beobachtung erschreckte ihn jedoch nicht, sondern schien ihm glückverheißend, denn er war der Meinung, daß nur unter Freunden ein Gespräch gelten könnte. Wie er seine neue Geliebte betrachtete, ihre in Röte schimmernden Hände, im jungen Schoß gefaltet, ihre blonden Strähnen, die zu einem vielfach verschlungenen Knoten in die Höhe hinaufstrebten, da fühlte er, daß dieser Anblick allein ihm am Tage genügen, die Leidenschaft ihrer Umarmungen aber ihn in den Nächten mit dauernder Entzückung erfüllen werde. Und der Geist meines Helden zeigte sich auf das innigste befriedigt, daß seine Gefühle für die nächsten Monate geborgen waren. Er hatte ja jetzt ein ‚Verhältnis', und es lag einiger Grund zu der Annahme vor, daß er nicht ‚betrogen' werden würde.

Diese folgenden Monate vergingen in Zerstreuungen mannigfacher Art. Der junge Herr erwarb sich ein four-in-hand-Gespann und reiste zu einem Freunde nach England, um sich dort Pferde zu besorgen.

Obwohl man ihn nun des öfteren mit Klara auf Pferderennen und gemeinsamen Ritten, im Theater

und im Automobil sehen konnte, schien ihm doch jede Stunde des Tages unnütz angewandt, die er in ihrer Gesellschaft und nicht in der seiner Freunde verbrachte. Willkommen war ihm ihre Gegenwart nur des Nachts, und am Tage nur dann, wenn er in gerührter Stimmung war oder ein Interesse daran hatte, mit ihrer Schönheit in der Stadt Aufsehen zu erregen.

Du wirst zugeben, Alexander, daß mein Freund ein hinreichend ‚geradliniges Verhältnis' hatte. Nur schade, daß es mit einer kleinen Katastrophe endigte."

„Einer Katastrophe?" fragte Alexander verwirrt und legte die Zigarre fort. „Eine Katastrophe ist mir nicht bekannt!"

„Du träumst, mein Freund," sagte die junge Frau. „Wie kann dir bekannt sein, was ich eben im Begriff bin, dir kund zu tun?"

„Ja so ... entschuldige, Ruth, ich war wohl unaufmerksam ..."

„Mein Held dachte niemals daran, Klara nach ihrer Herkunft zu fragen. Kaum, daß er ihren Familiennamen kannte. Erst nach vielen Monaten ihres Beisammenseins wurde er belehrt, daß er ihren Namen jedesmal bei der Adresse seiner Briefe falsch schrieb, was ihn ein wenig beschämte. Eines Tages kam ihm der Gedanke: Ist sie eigentlich gebildet? Sie benimmt sich ohne Tadel, ihre Briefe sind musterhaft. Aber spricht sie zum Beispiel Französisch? Als er sie am Nachmittag mit seinem Gespann abholte, redete er sie französisch an. Sie antwortete ihm ohne Zeichen der Verwunderung in dem reinsten Französisch der

Welt, und es ergab sich, daß sie die Sprache bei weitem besser beherrschte als er. Er fühlte dunkel, daß es nun seine Pflicht gewesen wäre, sie nach ihrer Herkunft, ihrer Jugend und Erziehung zu fragen, aber er unterließ es. War sie wirklich aus guter Familie, war ihre Erziehung vollendet, ihre Jugend im Kreise von Geschwistern glücklich und makellos gewesen, — gut, er beabsichtigte nicht, sein Gewissen durch eine Kenntnis ihrer Lebensumstände zu beschweren.

Manchmal, doch nur selten, blitzte ein Gedanke in seinem Hirn auf, ob nicht dieses Mädchen noch auf eine ganz andere Art herrlich sei, als er es täglich sah. Es war nichts als ein Leuchten in ihren Augen, da sie, erhitzt und erregt, ihm einen ganzen Arm voll duftender Feldblumen in das Zimmer brachte oder eine zärtlichere denn die gewöhnliche Liebkosung, die ihn verwirrte und erschütterte. Aber die Abenteuerei seiner Tage und die sorgfältig affektierte Seelenlosigkeit im Umgang mit Frauen ließen ihn diese Eindrücke schnell vergessen.

Eines Sonntags nun, als er mit einigen seiner Freunde in einem Hotel zu Mittag speiste, trat Klara in Begleitung eines ihnen allen fremden Herren, eines Kavallerieoffiziers, in den Raum. Wohl schien sie erstaunt, ihren Freund und den ihr bekannten Kreis hier zu finden, doch grüßte sie unbefangen mit der Hand zu ihnen hinüber.

Die Herren verbeugten sich wortlos und insgeheim empört. Es gab keinen Zweifel, sie betrog ihren Freund mit einem Offizier . . .

Und siehe, das Antlitz meines Helden, vom Schicksal hochmütig und leidlos gestaltet, war mit einem Mal so würdelos der Scham, dem Widerwillen und einem gramvollen Schmerz hingegeben, daß den Freunden das Herz wehe tat.

Hier war, so sagte sich ein jeder von ihnen, kein Abschwächen oder Beruhigen am Platz, denn was hier vorlag, war ohne Frage eine vollkommene Katastrophe, eine Niederlage und eine Schmach. So sprach man mit Freimut über den Fall, erörterte die Möglichkeit einer Forderung an den Offizier, stellte sie völlig in Abrede und setzte alle Freundschaft ein, um das Verhältnis zu der schönen Betrügerin zu lösen.

Am Nachmittag ging ein Sturm durch die bislang so unbewegte Seele meines jungen Helden.

Wer, ach, wer war nur dieses Mädchen, das ihn beleidigte wie kein Mensch zuvor?

Und da er grübelte, bemerkte er entsetzt, daß ein Feind in sein Haus gedrungen war, ein fremdes Wesen aus einer fremden Welt, und daß es über seinen Geist Gewalt erworben hatte.

Einige Stunden später trat Klara in das Gemach, streckte ihrem Freund, wie sie es zu tun pflegte, von weitem mit einer ungemein herzlichen Bewegung die Hand entgegen und wurde wie stets, wenn sie die Luft seines Zimmers spürte, ein wenig blaß. Da sie ihn kalt und abweisend fand, fühlte sie, wie ein innerliches Schluchzen in ihr emporstieg, ein tränenloses, keusches Weinen. Zuerst begriff sie nicht die Bedeutung dieses Tages, darauf, als er sie mit einer Flut von Schmähungen und wild in die Luft hinein-

gesprochnen Anklagen überschüttete, begann sie nach einer anfänglichen Erstarrung zu lächeln, ihre Bewegungen wurden großzügige und tröstende Gebärden, und ihre kindlichen jungen Brüste bald zu Ruhestätten für ein verzerrtes Knabengesicht und einen fiebernden Mund. Aber während ihm jede neue, dunklere Stunde des Nachmittags an ihrer Brust Trost und Gleichmut spendete, war es ihr, als beraube er sie mit diesem frisch erwachten Leben jeder Kraft. Ihr Auge begann sich zu verfinstern, ihre Stirn ruhte gesenkt und von der ungewohnten Last der Gedanken beschwert in der rötlich schimmernden Hand, und jedes Geräusch, am meisten die beginnende Fröhlichkeit ihres Geliebten erschreckte sie heftig.

Seit jenem Tage zeigte Klara eine Veränderung ihres Wesens. Sie wurde verstört und sklavisch, denn sie fürchtete jeden Augenblick verlassen zu werden. Keine Zärtlichkeit und keine Sorgfalt vermochte sie zu hindern, daß von nun an ein plötzliches Wort aus seinem Munde sie erzittern und erbleichen machte.

Aber auch in ihm war keine Ruhe mehr. Obwohl er von Tag zu Tag ihre Nähe weniger ertragen konnte, ja mit einem Male einen unüberwindlichen Widerwillen gegen sie verspürte, so geschah es doch jede Nacht, daß er mit einem Schrei aus seinen Kissen emporfuhr, in dem Gedanken, sie könne ihn betrügen, und daß er oft am Tage schüchtern und schmerzlich lächelnd die Hand tief aufatmend an das Herz legte.

Er beschloß, diesen unerträglichen Zustand zu ändern, und gab seine Zustimmung zu einem längst

gehegten Wunsche seines Vaters, der Sohn möge diese Stadt verlassen.

An einem Tage noch, da sie einen Ausflug in eine wenig besuchte Gegend am Ausläufer des Hochgebirges machten, gab es Frieden zwischen ihnen. Sie gingen am Abend über sanfte Wiesen, auf denen in umfriedeten Bezirken Kühe grasten und ein Hirtenknabe im Abendschatten einer dunkelgoldnen Eiche lagerte; sie hörten Möwenschreie über dem Bergfluß und sahen die Schneegebirge am Horizont in ewiger Frische und Kühle ihnen zugewandt, den östlichen Himmel in gemildertem Blau. Da empfanden sie zum ersten Male den tiefen Frieden der Liebe; und ein jedes von ihnen gelobte sich insgeheim, diesen Tag nie zu vergessen.

Nachdem ihr Freund die Stadt verlassen hatte, traf man Klara oft im Englischen Garten. Stundenlang schien sie dort mit verstörtem Antlitz umherzugehen, jede Anrede erschreckte sie und wurde von ihr durch einen scheuen Abschiedsgruß unterbrochen. Man sagt, sie habe sich getötet."

Die junge Frau stand auf. Sie trat mit zwei rauschenden Schritten auf Alexander zu.

„Was, glaubst du, war der erste Gedanke meines Helden, als er durch Freunde von ihrem Schicksal hörte?"

Sie krümmte den Zeigefinger und pochte, wie an ein Tor, an Alexanders Stirn.

„Dieses hochmütige, männliche Gehirn dachte: Sie hat mich also nicht betrogen!

Doch nun genug, ich höre die Pferde stampfen.

Wir wollen uns die Mäntel geben lassen. Du nimmst wohl noch einen Kognak, Alexander? Dort steht er."

Sie kleideten sich an und gingen durch den Park auf den Wagen zu, der ihren Blicken noch unsichtbar vor der Gittertüre harrte. Alexander schritt langsam voran, sich auf die Krücke seines Stockes lehnend.

Mit einem Male blieb er stehen und nahm die Hand seiner Frau.

„Du hast von dem Recht des Dichters am Schluß Gebrauch gemacht, Ruth," sagte er. „Sie hat in Wahrheit einen Postassistenten geheiratet."

Er ging weiter und machte eine abweisende Handbewegung.

„Immerhin, was tut das?"

Und dann, als sie vor dem Wagen standen:

„Wie sagtest du, daß sie spazieren ging: ‚erschreckt durch jede Anrede und verstört?' Armes Kind!"

Die junge Frau nahm seinen Arm. Sie lachte mit frischem Munde, die Lippen grausam gekrümmt.

„Genug, Alexander! Das ist nun vorbei! Wir wollen jetzt spazieren fahren!"

Sie kamen zuerst durch grünbelaubte dämmerige Wege und sahen am schwarzen Horizont den feurigen Widerschein der längst versunkenen Sonne. Dann aber fuhren sie durch ein weiches Dunkel, von keinem Leuchten unterbrochen als nur zuweilen, wenn sie nach oben blickten, von den Sternen und unten von den blitzenden Hufen ihrer ungarischen Pferde.

Der Herr auf der Elektrischen

Ein Herr steht hinten auf der Elektrischen. Da kommt ein Windstoß und fegt ihm den Hut vom Kopf. Es ist ein hübscher brauner Filzhut, der jetzt in einer silbernen Staubwolke über den Nykerker Platz rollt. Der Schaffner, ein bescheidener sauberer Mann, sagt: „Hoppla!", lacht freundlich und legt den Arm an den Glockenzug, um den Wagen halten zu lassen. Aber der Herr fährt ihn böse an:

„Weiterfahren!" schreit er.

Ein Student neben ihm sagt:

„Aber ich bitte Sie ... Ihr Filzhut ... da liegt ja Ihr Filzhut ..."

„Nein so was!" ruft ein junges Mädchen und betrachtet den Besitzer des Hutes mit einem lieblichen, scheuverfliegenden Lächeln des Erstaunens.

Es ist ein herzbezwingendes Geschöpf, mit weiß und roten Wangen und zwei braunen Zöpfen auf dem Rücken. Ihre schwarzen Schnürstiefel sind freilich ein wenig unbeholfen und grob, aber gewiß ist sie mit ihnen schon im vergangenen Dezember zwischen Schnee und Eis einhergestampft. Natürlich trägt sie eine Musikmappe unter dem Arm. Du lieber Gott ...

Der Herr sieht die drei um sich herum mit giftigen Blicken an. Er ist ganz schrecklich blaß geworden, und seine Lippen bäumen sich zitternd zu unausgesprochenen Worten. Plötzlich hebt er die rechte Faust und schüttelt sie, wie ein Heiliger drohend, gegen den Hut:

„Du Hund! Du Aas!" schreit er, und die Haut an seinen Wangenknochen wird grün. „Kanaille treulose! Unrat! Mistknochen! ... ach, das ist doch gemein!" — Er lacht wollüstig zitternd. — „Ach, ist das gemein! ... Das ist doch ekelhaft ... Also das war der Dank für alles ... Aber warte, ich laß dich jetzt da, wo du liegst, denn du gehörst wahrhaftig in die Gosse ... Dich will ich Mores lehren, du fliegender Hund ... Pfui, wie mich so etwas anekelt ... da ..."

Und er speit zweimal in weitem Bogen über die Straße.

„Aber wie denn? Was denn?" stammelt der Student und zupft bestürzt an seiner Hornbrille, „der Wind kam, nicht wahr? ... Er riß Ihnen den Hut vom Kopf ... es war doch der Wind oder —?"

Er sieht sich ratlos im Kreise um.

Das junge Mädchen hält errötend das Tuch vor den Mund und nickt ihm mit Kichern zu: ‚Natürlich war es der Wind! Hat man jemals so etwas gesehen!'

„Aha, der Wind!" ruft der Herr höhnisch und schlägt den Studenten erregt auf die Schulter. „Natürlich der Wind! Nehmen Sie solch einen Kerl nur immer in Schutz ... Es steht Ihrer Jugend

wohl an, sich für Infamien einzusetzen ... Das hab ich mir doch gleich gedacht, als Sie da vorhin so vergnügt im Fahren aufsprangen ... Wissen Sie, mein Verehrtester, wie lange ich den Philipp hier habe? ..." Er bringt seinen geifernden Mund nahe an das Gesicht des Studenten und sieht ihm in die Augen. „Fünfundzwanzig Jahre, mein verehrtester Junge. Wissen Sie, was das heißt, fünfundzwanzig Jahre? Das war drei Monate nach dem letzten Krieg, und jetzt, wo das Frauenzimmer und die ganze Brut von mir fort ist, da fliegt er davon, hast du nicht gesehen ... äh ..."

Er unterbricht sich und zischt den Schaffner an, der abermals Anstalten macht, den Wagen halten zu lassen:

„Haben Sie Schmutz in den Ohren? Können Sie nicht hören? Sie fahren weiter!"

Er reckt sich gebieterisch auf den Fußspitzen hoch.

In der Elektrischen, gleich am ersten Platz rechts, sitzt ein vierter Fahrgast, ein reisender Kaufmann, der aus dem Norden unseres Vaterlands hierhergekommen ist, um die Bürger dieser Stadt mit den neusten Erzeugnissen der Industrie bekannt zu machen. Er hat sich kein Wort der Unterhaltung entgehen lassen, und nun beginnt er das junge Mädchen dort draußen auf der Plattform anzulachen. Da er beträchtliche Zahnlücken hat, so lacht er „kß-kß", und alles um ihn her sprüht.

„Na wissen Se ..." ruft er hinaus und lacht dann wieder mit listigen Augen und verlockenden Kopfbewegungen.

Die Elektrische fährt langsam und schläfrig die Allee dahin, denn der Wagenführer ist heute aus besonderen Gründen zerstreut und in betrübter Gemütsverfassung. Sie schaukelt sanft und kokett unter dem warmen Dach rotblühender Kastanien, an schneeweißen Landhäusern vorüber, in deren Gärten Kinder spielen und Hunde bellen.

Der Schaffner zupft verlegen an seinem Billettblock. Er holt schließlich das Kontrollbuch aus dem Fach und beginnt seine Eintragungen zu machen. Man ist der Endstation nicht mehr fern.

„Hören Sie, das ist aber sehr interessant, was Sie da eben bemerkten," sagt der Student mit der Hornbrille. „Darüber müssen wir unbedingt einmal diskutieren. Wenn ich mir die Frage erlauben darf, Sie haben wohl Friedrich Theodor Vischer gelesen, nicht?"

Gerade jetzt aber schlägt der Herr mit der größten Erbitterung die Hände über dem entblößten Kopf zusammen, schreit: „Herrgottnochmal!" und blickt mit geweiteten Augen auf den Nykerker Platz, wo sich ein Ereignis vorbereitet, das ihn vor Zorn fiebern macht.

Die Sache ist nämlich folgende: Der Filzhut war vorhin von der Elektrischen aus am Volontär Pieter, von van Brunken & Co., vorbeigeflogen. Der sah erstaunt aus seinen Grübeleien in die Höhe und gewahrte alsbald auf der Plattform der elektrischen Bahn das Fräulein mit den braunen Zöpfen und der Musikmappe unter dem Arm. Der Volontär öffnete den Mund und grüßte das Fräulein mit der Begeisterung eines glücklichen Träumers.

Nun wartete er, wie viele Zuschauer dieses Ereignisses mit ihm, was sich wohl mit dem Filzhut ereignen würde. Zur Verwunderung aller Umstehenden ereignete sich aber nichts anderes, als daß ein Herr hinten auf der Elektrischen wie von der Bühne eines Kasperletheaters herab jubilierte oder tobte, man konnte es nicht deutlich erkennen. Der Volontär von van Brunken & Co. trat kopfschüttelnd näher und betrachtete bald den Filzhut, den er mit dem Fuß anstieß, bald die langsam entschwindende Elektrische.

‚Das ist doch noch ein ganz hübscher Hut,‘ dachte er, und mit einemmal stockte sein Herzschlag bei einem schmerzlich-süßen Gedanken. Hatte sie nicht neulich gesagt, er habe zu kurze Beine? So — nun sollte sie mal sehen ...

Er nahm den Filzhut vom Boden auf und lief wie ein Wiesel der Elektrischen nach. Um bequemer laufen zu können, hielt er seinen eigenen Hut in der freien linken Hand. Seine karierten Hosen, die etwas zu weit waren, flatterten verschwenderisch um seine Fußknöchel, und auch sein Haar flatterte wie ein lustiger, kecker Hahnenkamm im Wind.

Einige Buben folgten ihm.

Hei, das ist einmal eine Jagd! Die Leute auf der Straße bleiben stehen.

„Hergott,“ sagen sie, „das ist doch der Pieter von van Brunken & Co.!“

‚Wie hübsch er läuft,‘ denkt das junge Mädchen auf der Elektrischen, ‚eigentlich hat er gar keine kurzen Beine, nein, wirklich nicht ...‘

‚Ei der Teufel,‘ meint der Student bei sich, ‚da kommt jemand mit dem Hut nachgelaufen.‘

Und er wirft dem Herrn einen scheuen Seitenblick zu.

Der schäumt vor Wut. Er deutet mit gebieterisch ausgestrecktem Zeigefinger auf den Boden.

„Dicker Lauselümmel!“ schreit er. „Läßt du den Philipp gehn? Gleich trägst du ihn dorthin, wo er hinfliegen wollte ... Ach, er läßt ihn nicht los,“ jammert er, „er wird ihn mir noch ruinieren ... Das muß doch ein Jud sein, der so mit meinem Filzhut umgeht! ...“

Dem Studenten steigt bei diesen Worten ein unheimlicher Gedanke auf: ‚Er ist also konfus im Kopf.‘

Der Reisende in der Elektrischen schlägt sich halb erstickt vor Lachen auf den Schenkel.

„Na, Sie sind mal einer ...!“ spuckt er begeistert aus seinen Zahnlücken und zwinkert dabei listig und verlockend, mit seitlich deutenden Kopfbewegungen, dem Fräulein zu.

„Sie bring ich ins Panoptikum, bringe ich Sie!“ schreit er.

„Hören Sie,“ fragt der Student mit dem milden Ton des Arztes, „wen nennen Sie hier eigentlich immer Philipp?“

Der Herr dreht sich heftig nach ihm um.

„Schwatzen Sie nicht! Da läuft er ja mit dem Jud!“

Er deutet auf seinen Filzhut.

Der Student hält ihn unerschrocken am Knopf fest. „Und das hier?“ fragt er und klopft auf den Anzug des Herren. „Wie nennen Sie den?“

„Anton."

„So, Anton, — und die Stiefel?"

„Kasimir und Belsazar. Rechts Kasimir, links Belsazar."

„So," sagt der Student befriedigt und rückt an seiner Brille, als wolle er nun ein Rezept verschreiben. Da spürt er zu seinem Schrecken, wie ihm der Spazierstock aus der Hand gerissen wird. Es ist sein Patient, der sich weit über die Plattform beugt und mit dem Stock nach dem Volontär von van Brunken & Co. wie nach einem hungrigen Wolf schlägt.

„Aber was tun Sie denn da?" ruft das junge Mädchen empört und nimmt das Tuch vom Mund.

Jedoch Pieter ist weit davon entfernt, sich von seinem hurtigen Lauf abschrecken zu lassen, ja, er nimmt den Stock nicht einmal wahr. Er sieht keuchend und schwitzend, mit flatternden Haaren und Hosen, aus seinen heißen guten Kaufmannsaugen auf das herzbezwingende Geschöpf dort oben. Ist es etwa nicht süß, so zu laufen und sich der Schnelligkeit seiner Füße bewußt zu werden?

Wie in eine betäubende Wolke gehüllt, hört er jetzt von oben die Worte auf ihn niederfallen:

„So — jetzt gebe ich dir doch bei Gott eins auf die Plauze, wenn du nicht sofort das Philippchen zurückträgst ... Ich fürchte mich nicht vor dem Gefängnis, verstehst du mich, du Bengel, du verdammter ... Ich hab schon mal im Gefängnis gesessen, hä ... Na, nu wart mal, du Jud, du Räuber ... Da, der saß, was? ... So ein Purzelschwein wie du will sich

hier mit meinem Philipp dicke tun ... Hast du noch nicht genug? ... Also jetzt ... Das macht Spaß, nicht? ... Paß mal hübsch auf ... jetzt gibt's eine blutige Nase ... da, so ..."

In der Tat, Pieter hat mit dem Stock eins auf die Nase bekommen, und das Blut fließt in Strömen über Wangen und Kinn. Er macht halt, öffnet den Mund und starrt, die beiden Hüte in den Händen, entrüstet dem Herrn nach, der ihn geschlagen hat.

Bei den Spaziergängern auf der Allee aber bricht jetzt die Empörung über dies alles hier aus.

„Halt' ihn! Halt' ihn!" rufen die Bürger und ihre Frauen, die eben der Orangerie zuwandern, um sich zu dieser Frühlingsabendstunde an den großen städtischen Tulpenbeeten zu erquicken.

„Halt' ihn! Halt' ihn!"

Kaum sind diese Rufe auf der Allee ertönt, als der Wagenführer aus seiner kummervollen Zerstreutheit emporfährt, mit geduckten Schultern um sich späht und sogleich die größte Fahrgeschwindigkeit einstellt.

Wie der Prophet auf glühendem Wagen saust er feuersprühend durch die Allee.

Aber schon rufen sie aus allen Häusern, von allen weinumgürteten Veranden und Gärten hinter ihm drein, und ein Polizist, der mit entblößtem Säbel Zeichen gibt, sprengt auf galoppierendem Pferd rassend und helmfunkelnd unter dem goldgrünen Gewölbe blühender Kastanien der herbeieilenden Elektrischen nach ... Da ertönen die Pfiffe der Buben, da heulen die Hunde und weinen alle Kinder; da werden Wagen-

pferde bissig, welche durchgehen oder sich quer über die Straße stellen, und wiehern mit gesträubten Mähnen; da tanzt und rast wirbelndes Papier mit übermütig aufgeblähter Miene in der Luft umher, und allenthalben ist Blütenstaub, Blütenstaub, der die Augen blind macht ...

Oben aber, auf der Plattform der Bahn, findet, wie man sehen kann, ein verzweifeltes Ringen von Männern statt, die einen Rasenden zu überwältigen suchen, bis sie alle insgesamt von der Gewalt des Bremsens übereinanderfallen ...

Die Orangerie ist erreicht, das Schienennetz am Ende.

Der Wagenführer springt weinend die Stufe herunter und ruft den Näherkommenden von weitem zu, wobei er ihnen die gefalteten Hände zur Henkerkette darbietet:

„Ja, ich habe ihn erschossen ... nehmt mich fest, nehmt mich tüchtig fest ... der Jan hat mir ja die ganze Zeit damit in den Ohren gelegen ... Ich habe ja immer gesagt und gebeten: Jan, es wird böse ausgehen ... Großer Gott, nehmt mich bloß fest ..."

Aber niemand mag ihn beachten.

Sie kommen angelaufen, immer größere und größere Heere, die Langsamen halten sich an den Rockzipfeln der Schnellfüßigen und lassen sich mitziehen, sie wollen alle, Männer, Frauen, Kinder, Hunde, Pferde und Polizisten, den Herrn sehen, der seinen Hut verschmäht und Pieter eins auf die Nase geschlagen hat.

Der Herr auf der Elektrischen wird von dem Studenten, dem Reisenden und Schaffner auf die Straße geschleift.

„Aber es ist doch sein Hut!", rufen alle um ihn herum erbittert, sobald er unten angelangt ist. „Warum läßt er denn seinen Hut auf der Straße liegen? . . ."

„Hat er ihn vielleicht gestohlen, oho? . . ."

„Ein Wind kommt, meine Herrschaften, der Hut fliegt ihm vom Kopf, der Herr Kondukteur hier will das Zeichen zum Anhalten geben und sogar auf ihn warten — was meinen Sie, tut der Herr hier? Er schimpft seinen Hut aus! Bei Gott, er nennt ihn Philipp und zankt ihn aus und verbietet dem Schaffner zu klingeln, es ist einfach zum Lachen, — ich halte ihn übrigens für krank . . ."

„Ne, meine Herren, den lassen Se man einsperren, sage ich Ihnen, der is nämlich ein ganz gefährliches Luder is er (zum Kugeln die Bande hier!) . . ."

„Höre, hast du den Hut gemaust, he? — Meinem Freund Bilderdijk haben sie nämlich gestern im Café am Markt einen gestohlen, meine Herrschaften . . ."

„Warum läßt du ihn denn auf dem Nykerker Platz liegen, wenn du ihn nicht gestohlen hast? So etwas gibt's bei uns nicht, Freundchen! . . ."

„Wie, warum hast du denn dem Pieter noch eins auf die Nase gegeben, als er dir mit dem Hut nachgelaufen ist? Da soll doch gleich das Donnerwetter einschlagen . . ."

„Wer läßt denn seinen Hut auf dem Nykerker

Platz liegen, wenn er ihm vom Kopf geflogen ist? Wie? Was?"

Der Herr sieht jedem, der auf ihn einspricht, ängstlich in die Augen. Er ist gar nicht mehr stolz, o nein, er duckt sich bei einem jeden Wort und lächelt demütig, mit schüchternem Munde.

„Ich bitte Sie, meine Herrschaften, ach bitte ... lassen Sie mir mein Philippchen ... nehmen Sie ihn mir nicht auch noch fort ... ich wollte ja gar nicht ... es tut mir so leid ... ich hab ja gar nicht ..."

In diesem Augenblick tritt Pieter näher. Das Blut fließt ihm ganz hübsch über das Gesicht, aber er achtet es nicht. Er schreitet gläubig lächelnd, ganz versunken in einen Kaufmannstraum von großer Lieblichkeit, auf das junge Geschöpf zu und legt den staubigen und blutigen Filzhut, den er zwischen seinen gefalteten Händen hält, — seinen eigenen hat er mittlerweile längst verloren, — legt den Filzhut zu ihren Füßen nieder, ja ganz einfach auf ihre schwarzen Schnürstiefel, mit denen sie schon im vorigen Winter Schlittschuh gelaufen sein mochte. Und sie lächelt, ach, sie lächelt so von ganzem Herzen, daß die zwei kleinen Narben auf ihrer Stirn sich röten.

„Ja, Pieter," sagt sie und reicht ihm die Hand, „das hast du nun gut gemacht."

Gott weiß, warum sie „du" zu ihm sagt.

Der Wagenführer läuft unterdessen weinend im Kreis herum, obwohl ihn doch niemand beachten mag.

„Ja, es ist wahr," ruft er händeringend, und die saubere blaue Mütze sitzt schief auf seinem Kopf, „ich habe ihn zu Hause unter den Schrank gesteckt ...

ich mag ihn gar nicht ... ich will ihn auch wieder zurückbringen ... ach, er wird nicht laufen wollen, ich habe ihm ja den Garaus gemacht ... Der Jan und ich, wir haben ihm ja ganz gräßlich den Garaus gemacht ..."

Ein Polizist, der den Herrn von der Elektrischen aufgeschrieben hat und ihm nun den Filzhut aushändigt, spitzt bei diesen Worten die Ohren. Er hält sein Notizbuch, das er in die Tasche stecken will, noch zurück, wirft dem Mann unter seinen buschigen Brauen einen scharfen Blick zu und fragt:

„Wer steckt bei dir zu Haus unter dem Schrank?"

„Der Has", antwortet der Mann.

„Welcher Has?" fragt der Polizist.

„Der Has, den der Jan und ich gestern geschossen haben, — ach Gott," jammert der Mann.

„Der Jan Bosch aus der Bechermachergasse?" fragt der Polizist.

„Mein Schwager Jan Bosch aus der Bechermachergasse," jammert der Mann.

„Aha!" sagt der Polizist.

Er schlägt eine neue Seite in seinem Notizbuch auf und benetzt seinen Bleistift mit dem Mund.

Plötzlich dreht er sich um.

„Scher dich fort!" brüllt er den Herrn von der Elektrischen an, der jetzt seinen Filzhut in Händen hält.

Der Herr und alle um ihn herum bekommen einen tüchtigen Schreck. Der Polizist aber beginnt zu schreiben ...

Eine halbe Stunde später ist der Platz leer. Auf einer einsamen Bank in der Orangerie, in der Nähe eines riesigen Tulpenbeetes, eines feuerfarbenen Meeres von Tulpen, sitzt der Herr von der Elektrischen und hält seinen braunen Filzhut auf dem Schoß.

„Na, Philippchen," sagt er, und die Tränen laufen über sein gutes beruhigtes Gesicht, „mein Alterchen ... na ... na ..."

Er streichelt den Hut mit seinen rauhen Händen und sagt: „Na, Philippchen ... na ..."

Es wird dunkel, es wird Nacht. Die Stadt läßt ihre Kirchtürme in die Finsternis ragen und die Zeiten verkünden. Draußen schlafen die atmenden, sprießenden Felder.

Was doch alles an solch einem Frühlingsabend in einer kleinen niederdeutschen Stadt passieren kann! Teufel, Teufel ...

Der Typus

In dem ersten Restaurant der Stadt, bei Eugène, saßen spät in der Nacht zwei Herren im Frack.

„Geben Sie es nur zu, Sie wundern sich schließlich doch etwas über meine Aufforderung, mit mir Abendbrot zu essen, wie?"

Der diese Worte sprach, war ein Herr von ungefähr vierzig Jahren. Sein Gesicht war rötlichschimmernd, bartlos, faltig und überaus klug. Sein linkes Auge wurde durch ein Monokel eigentümlich vergrößert. Um seinen Kragen legte sich ein hellblaues seidenes Band, an dessen Enden ein goldener Orden hing. Dieser Orden gab bei jeder Bewegung ein schürfendes Geräusch auf dem gestärkten Oberhemde.

„Keineswegs", erwiderte höflich der andere, ein junger Mann von exquiser, mädchenhafter Schönheit, „ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihr liebenswürdiges — — —"

Er kam nicht auf das passende Wort, errötete leicht, führte etwas verwirrt das Sektglas an die Lippen, sprang plötzlich in die Höhe und versuchte eine Serviette vom Boden aufzuheben, die dem älteren Herrn vom Schoß geglitten war.

Es war überhaupt auffallend, wie ehrerbietig sich der Jüngere mit dem ordensgeschmückten Herrn unterhielt; ungefähr so, wie der Sohn eines Ministers sich mit dem Kollegen seines Vaters unterhalten hätte: zuvorkommend, höflich, oftmals errötend und doch zurückhaltend und stolz.

Der Ältere sah ihn mit seinen klugen, grauen Augen scharf an. Es schien, als sei das linke Auge erstarrt.

„Sie geben zu, daß meine Aufforderung etwas seltsam war. Wir sehen uns diese Nacht zum erstenmal auf dem Ball, Sie werden mir durch Ihren Herrn Vater vorgestellt, wir wechseln nur die notwendigsten Worte, der Zufall führt uns nachher in der Garderobe zusammen, und schon schlage ich Ihnen vor, mit mir zu soupieren, obwohl" — hier hob sich die Stimme des Sprechenden, — „obwohl Sie zu Ihrer Geliebten gehen wollten."

Er streckte den Kopf ein wenig vor, blies die Backen leicht auf und starrte ...

„Woher wissen Sie das, Exzellenz?" fragte der Jüngere höflich.

Er schien etwas peinlich berührt zu sein.

Die Exzellenz lächelte.

„Wie alt sind Sie?"

„Zweiundzwanzig Jahre."

„Sie sind Diplomat?"

„Jawohl, ich bin der Königlichen Botschaft in N. attachiert."

„Sie wollten um halb ein Uhr den Ball verlassen?"

„Jawohl."

„Na also!"

Der Ältere lehnte sich befriedigt in den Stuhl zurück. Nach einer Weile runzelte er die Stirn und betrachtete von Zeit zu Zeit scharf, kritisch und starr den jungen Diplomaten, der sich ersichtlich um ein leichtes Gespräch bemühte.

Die beiden Herren waren mit dem Dessert fertig geworden. Die Kellner in Eskarpins und braunen Fräcken erschienen in dem durch einen dünnen seidenen Vorhang abgeschlossenen Raum, entfernten das Geschirr, zogen die Tischdecke fort, setzten auf den schwarzen polierten Ebenholztisch einen fünfarmigen silbernen Kerzenhalter, servierten Mokka, Kognak und Zigaretten, rollten Klubsessel heran, drehten das elektrische Licht aus und zogen sich zurück.

Die Herren wechselten die Sitze.

Halbdunkel herrschte.

Da der Jüngere die eingetretene Stille peinlich fand, machte er, um sie zu brechen, eine Bemerkung, die er vielleicht nicht getan hätte, wenn das Gespräch leicht dahingeflossen wäre.

„Verzeihen Sie, Exzellenz, ... als ich vorhin die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu werden, schien es mir, ... als ob Ihnen irgend etwas an mir auffiel, ... Exzellenz wurden blaß ... auch mein Vater bemerkte es, ... sicher steht es mit mir in keinem Zusammenhang ... jedoch ..."

Der Ältere, der bislang geneigten Hauptes mit den Fingern auf den Tisch getrommelt hatte, sah auf und blinzelte etwas hochmütig mit dem rechten Auge.

„So? — Ist Ihnen das aufgefallen?" fragte er.

Der Jüngere glaubte aus dem Gesichtsausdruck der Exzellenz deutlich erkennen zu können, daß er mit seiner Frage eine Taktlosigkeit begangen.

Er verbeugte sich leicht, wurde rot und sagte:

„Es täte mir leid, wenn ich irgendwie . . ."

Der Ältere machte eine energische Handbewegung. „Sie erinnern mich an jemanden, — das heißt an zwei junge Menschen, mit denen Sie Ähnlichkeit haben —"

Eine Stille.

Nach einer Weile fuhr er fort:

„Ähnlichkeit ist eigentlich Unsinn. Sie gehören zu demselben Typus."

Eine Stille.

„Ich habe diesen Typus stets totgeschossen, — wo ich ihn traf."

Ein großes graues Auge starrte durch das Halbdunkel.

‚Das ist sehr seltam', dachte der junge Herr.

„Man kann auch sagen: ermordet. Ich treffe den Typus irgendwo, liebe, brave, redliche Jungen; — ich nehme ihn bei seiner Ehre, — frühmorgens, wenn der Wind noch kalt und die Blätter hart sind, treffe ich mich mit ihm in Begleitung einiger anderer Herren, und dann schieße ich ihn tot."

Die Kerzen tropften.

‚Das ist alles sehr seltsam', dachte der schöne, junge Herr, ‚er ist wohl überspannt'.

„Die Geschichte war folgendermaßen", sagte der Ältere, dessen großes, graues Auge dem jungen Diplomaten unausgesetzt höhnisch und starr zugewandt

war. „Ich hatte damals eine Geliebte. Näher zu charakterisieren brauche ich sie Ihnen nicht, obwohl sie im Mittelpunkt meiner Geschichte steht. Es ist dies bei den meisten Frauen eigentümlich: sie stehen in der Mitte eines Lebens, eines Romans, eines Dramas, und doch braucht man sie absolut nicht zu charakterisieren. Dabei ist es selbstverständlich Unsinn, zu behaupten, die Frau habe keine Seele. Natürlich hat sie eine, nur interessiert sie keinen denkenden Menschen. — Wissen Sie, wenn ich so eine Nacht mit einer Frau zusammen bin, lege ich ihr stets die Hand auf den Mund, sowie sie sprechen will; nicht etwa, weil sie dummes Zeug redet, — meiner Ansicht nach redet eine Frau, so lange sich das Gespräch auf einem mittleren intellektuellen Niveau hält, nicht mehr Unsinn als ein Mann, — aber die Seelenregung an sich ist bei der Frau langweilig, vollkommen uninteressant . . . Die Frauen haben etwas Gespenstisches, verstehen Sie. Wenn sie stöhnen oder schreien, so ist das sehr gut, . . . das sind so Seelenregungen, die der Idee der Frau entsprechen, . . . die Frau ist immer nur eine versinnbildlichte Idee, müssen Sie wissen . . . alles drängt nach Begattung, nicht wahr . . . Sie verstehen . . .?"

„Gewiß," erwiderte der junge Mann höflich . . . Er hatte nichts verstanden; man konnte dies aber auch kaum von ihm verlangen.

„Ja, — also ich liebte sie — wie man eben so liebt — wissen Sie. Plötzlich bemerke ich, daß irgend etwas nicht mehr in Ordnung ist. Sie spricht von weißen Händen und schweren Augenlidern. Na, in

in den folgenden Tagen stelle ich den jungen Mann im Klub, — nennen wir ihn Ebernhein, er hieß in Wahrheit anders, — er war riesig schlank, schöner Kerl, schwere Augenlider, ganz weiße Haut, frauenhafte Hände — hochmütig und liebenswürdig, kurzum ein sehr angenehmer Typ — ich lasse ihn mir vorstellen, wir unterhalten uns ausgezeichnet, sprechen über Pferde und alles mögliche, plötzlich sage ich zu ihm: ‚Graf Ebernheim, ich möchte Ihnen meine Freundschaft anbieten‘ — wissen Sie, ich war damals schon sehr bekannt, der Monarch hatte mich oft ausgezeichnet, ich galt für eine kommende Größe, — also plötzlich sage ich zu Ebernhausen — oder wie habe ich ihn genannt?“

„Ebernheim,“ entgegnete der junge Herr.

„Zu Ebernheim: ‚Lieber Graf, ich möchte Ihnen gerne meine Freundschaft anbieten, aber wir müssen uns schießen.‘ — Ebernheim macht ein erstauntes Gesicht, plötzlich scheint er sich zu besinnen, er lächelt famos und sagt: ‚Aber gewiß, ich stehe ganz zur Verfügung. Wir ordnen die Sache schnell, nicht wahr?‘ — Darauf geht er. Ich versichere Ihnen, ich habe nie einen vollkommeneren jungen Mann gesehen.

An einem der folgenden Tage habe ich ihn ja nun totgeschossen. Ich bekam zwei Monate Festung, wurde schnell begnadigt, mußte reisen, kam aber bald wieder in Dienst.“

Die Kerzen flackerten trübe, es fing an, kalt zu werden.

„Na, Sie können sich ja denken, meine Freundin flog mir jetzt wieder von neuem in die Arme. Das

ging so einige Jahre, — plötzlich dasselbe Spiel: Meine Geliebte spricht von hochmütigen Menschen mit weißer Haut und so — — wissen Sie, ich erzähle Ihnen nicht, was in meinem Innern vorging, ich bin kein Dostojewsky, — kennen Sie Dostojewsky?"

Das Gesicht des Älteren nahm, wie bei jeder Frage, die er tat, einen geisterhaften, starren Zug an.

„Nein", erwiderte der junge Herr betreten.

„So. — Na also, ich kam mir einfach schweinemäßig gemein vor, als die Geschichte wieder losging. Einen Monat arbeitete ich toll, bekam das Portefeuille, schließlich konnte ich nicht mehr: Ich ließ mich in das Haus eines Großindustriellen einführen, in dem Keith verkehrte. Keith war ein reicher Kaufmannssohn. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu beschreiben, wie er aussah: Er sah so aus wie Ebernheim und wie Sie."

„Wie ich?"

„Ja, wie Sie."

Der Ältere holte etwas Atem.

„Ja — nun bei der Quadrille — ich tanzte natürlich nicht, — ergab es sich, daß der junge Keith — er war vielleicht neunzehn Jahre — vergessen hatte zu engagieren, und wir uns im Rauchzimmer finden. Wollen Sie es mir glauben, daß mein Herz klopfte: Ich liebte den Jungen förmlich, er war famos. — Es wird übrigens verflucht kalt hier, der Morgen wird gleich seine feuchte Nase an die Fensterscheiben drücken —"

Der junge Mann lächelte. Es war ersichtlich, daß er von diesem Augenblick an blaß und unruhig

wurde. Er sah wie gebannt auf das gewölbte Monokel des Erzählenden.

„Ich gehe also auf den Jungen zu, der riesig höflich ist, — wissen Sie, ich hatte ja da schon das Portefeuille, und nun so in guten Bürgerkreisen ist das immer von Bedeutung — Sie verstehen? — Na, der Junge hatte eine ausgezeichnete Kinderstube hinter sich, ich sage zu ihm: ‚Wissen Sie, daß Sie mich seit einem Monat unausgesetzt beschäftigen?‘ Der Junge stammelt: ‚Exzellenz irren gewiß, ich habe noch nicht den großen Vorzug gehabt —‘ ‚Ne, ne,‘ sage ich, ‚weiß ich. Trotzdem: jeden Morgen, wenn ich mit meinem Auto an Ihrer Villa, Kaiserstraße 14, vorbeifahre, bekomme ich Herzklopfen und überhaupt —‘ Der Junge sieht mich an, als ob er es mit einem Irrsinnigen zu tun hat. Er stammelt irgendwas, ich sage zu ihm: ‚Neulich auf der Redoute haben Sie mit einer maskierten Frau Sekt getrunken, deren Hände Sie unaufhörlich angesehen haben, — unaufhörlich, verstehen Sie, — Sie haben sich vernarrt in diese Hände, — Sie haben alle Kraft daraus gezogen, — das Glas fiel hin — Sie haben kein Wort gesprochen, — Sie haben die Frau verrückt gemacht mit Ihren Blicken, junger Herr‘ — ich schrie fast — ‚wir werden uns schießen!‘ Der Junge steht auf, ist ganz blaß, er denkt nach und denkt nach und denkt nach — sein Schädel knirscht förmlich — plötzlich zieht er die Stirn hoch und fragt: ‚Exzellenz sind verheiratet?‘ — ‚Ach, Unsinn,‘ sage ich. — ‚Dann ist kein Grund zum Schießen.‘ Der Junge strahlt, er atmet auf. Ich hätt' ihn küssen mögen. Ich sage Ihnen, es war

wirklich schön zu sehen, wie das ganz einfache, urweltliche Lebensgefühl in ihm hochstieg. Ich war ganz glücklich, vergaß alle finsteren Gedanken und sage zu ihm: ‚Wissen Sie was? Wir drücken uns bald und essen noch einmal zusammen Abendbrot.' Der Junge sagt zu.

So gegen zwei Uhr sitzen wir ja denn nun hier bei Eugène, in diesem Zimmer, und essen; unterhalten uns ausgezeichnet. Plötzlich, — Sie werden mich für verrückt halten — plötzlich wie der Junge Brot bricht und es zum Munde führt, erfaßt mich mein Dämon, ich schlage auf den Tisch und brülle: ‚Hören Sie, Kindchen, wir schießen uns doch!' Ein Glas stürzt hin, ich hätte dem Jungen die Scherben ins Fleisch drücken mögen ... Der Junge bebt, flüstert irgend etwas wie ‚Zur Verfügung'. Er hat wohl gedacht, daß man einem Edelmann keine Forderung abschlagen darf, und wenn sie noch so unmotiviert ist. Die Söhne aus guten Kaufmannsfamilien übertreiben alles Edelmännische ...

Nach dem Duell, als er so blaß und hübsch dalag, — wie der junge Körner sterbend oder irgend so ein schlechtes Bild, hab ich ihn auf die Stirn geküßt. Die andern haben mich schön angesehen. — Bekam fünf Jahre, wurde bald begnadigt, aber wie Sie wissen, Karriere ex, der Monarch wütend, die Fürstin höchst indigniert ...

Meine Freundin habe ich dann noch einmal in Kairo gesprochen ..."

Es begann zu dämmern. Eine Kirchenglocke läutete irgendwo im Nebel zur Messe.

Der junge Diplomat saß wie erstarrt auf seinem Platz. Sein hübsches Gesicht war noch weißer als sonst, seine Lider schwerer. Er sah immer nur auf das riesenhafte, verglaste Auge ihm gegenüber ...

Seine Lippen flüsterten, ohne daß er es wußte:

„Ihre Freundin liebt noch denselben Typus wie ehedem, Exzellenz. Sie ist jetzt meine — — —"

Der junge Herr schluckte.

Der Ältere fuhr auf. Er sah den Diplomaten hochmütig und kalt an, sagte dann: „Ah" und sank in sich zusammen. Sein Antlitz wurde weiß, er glotzte an die Wand, hart an dem jungen Herrn vorbei, seine Lippen bewegten sich unaufhörlich.

Tiefe Stille. Nur die Glocke im Nebel.

Plötzlich veränderte sich das Gesicht des Ministers, es nahm einen unendlich liebenswürdigen Ausdruck an. Er lächelte, so daß die weißen Zähne aus dem rosig schimmernden Antlitz hervortraten, und mit freundschaftlicher Gebärde streckte er dem jungen Diplomaten seine Hand hin:

„Ich gratuliere Ihnen herzlich. Ich versichere Ihnen, daß diese Frau die schönsten Arme hat, die ich je gesehen habe."

Der junge Herr ergriff betreten die dargebotene Rechte.

„Nun wollen wir aber gehen, es ist schon verflucht kalt," sagte die Exzellenz. „Ich stecke mir noch eine Zigarette an."

Die Herren standen auf und gingen in die Garderobe. Ein Diener reichte ihnen Pelze und Zylinder.

Als der junge Herr den Pelz anzog, flüsterte er leise:

„Wir schießen uns, Exzellenz?"

Der Minister legte erschrocken seine Hand auf den Arm des jungen Mannes.

„Aber ich bitte Sie — welch ein Unsinn!"

Das Portal wurde geöffnet, der Mond stand blaß über dem Markt, der undeutliche Himmel spannte sich hart und abstoßend.

Die beiden Herren schlugen die Kragen hoch, sie gingen schweigend nebeneinander her. Ihre Lackstiefel knarrten leise auf den kalten Steinen. Plötzlich fing der ältere an, fast unmerklich zu zittern. Er sah mit seinen grauen Augen zum Mond, strich sich schnell mit der Hand über die Stirn, flüsterte: „Es muß wohl doch sein!" griff in seine Hosentasche, zog einen kleinen Revolver hervor und feuerte drei sichere Schüsse gegen seinen Begleiter, der wie ein Tier zusammenbrach.

Der Mörder neigte das Haupt zur Seite und betrachtete durch das Glas mit seinem großen, grauen Auge lauernd und mißtrauisch den Toten. Er sah noch einmal zum Mond hinauf, steckte die Waffe in die Pelztasche und bog langsam in eine enge Gasse ein. Auf dem Markt fuhr eine Jalousie rasselnd in die Höhe.

Das Kulturverbrechen am Schimpansen Bobbi

Durch den ruchlosen Spleen einer jungen englischen Lady ist an dem Schimpansen Bobbi, der allabendlich im Varietee unserer Stadt auftrat, ein Kulturverbrechen von unabsehbaren Folgen geschehen. Ich, ein Schriftsteller von Beruf, werde diese furchtbare Begebenheit mit poetischem Schwung, aber auch mit jener Zurückhaltung, die dem Geschmack ziemt, im folgenden darlegen.

Unser sozialdemokratischer Radfahrverein „Freiheit und Fortschritt" hatte einen Ausflug in die bewaldeten Täler unsers heimatlichen Flusses veranstaltet. In der fröhlichen Stimmung eines Nachmittagpicknicks beschlossen wir alle, Damen und Herren, am Abend die wohlgelungene Partie durch den Besuch des Varietees zu vollenden. Wir brachen deshalb in der Dämmerung auf, fuhren fröhlich klingelnd vor das Theater, gaben unsere Fahrräder in der Garderobe ab, und bald saß der ganze Verein in angeregtem Gespräch beim guten Bier, mit größter Spannung der siebenten Nummer des Programms wartend, des rodelnden und radelnden Schimpansen Bobbi.

Die Artistenfamilie hatte unsere Zufriedenheit, über den Damenimitator mußten wir lachen und Witze machen (im allgemeinen ist es den Vereins-

mitgliedern nicht erlaubt, sich an derartigen Dingen zu belustigen), die musikalischen Clowns erregten durch ihre Fertigkeit, ein klangreiches Musikstück mit Automobilhuppen in die Wege zu bringen, unsere Verwunderung, aber der Schimpanse Bobbi rief in unseren Damen und Herren die tiefsten philosophischen Gedanken wach.

Man weiß vielleicht, wie solch ein Schimpanse beschaffen ist. Er gleicht einem kleinen braunhäutigen Greise, dem auf den Wegen des Lebens die Nase abhanden gekommen ist und der als Entgelt dafür einen hübsch großen Mund bekommen hat.

Sich in oberbayrischer Tracht gebend, betrat Bobbi die Bühne an der Hand seines Dresseurs, welcher ein sympathischer blonder Herr mit wehenden Rockschößen und mit einem Klemmer auf der Nase war. Verlegen, ja fast erschrocken über den freundlichen Empfang, der ihm seitens des Publikums bereitet wurde, lüftete der Affe sein Bauernhütchen. Man merkte es ihm an: der aufrechte Gang, dieses größte Kulturgut des Menschen, fiel ihm noch etwas schwer. Aber Bobbi schien sich zu sagen: „Nur Geduld. Wir lernen das noch. Nur ein wenig Zeit." Während der blonde Herr eine Ansprache an das Publikum hielt, blinzelte der Schimpanse zur Fremdenloge hinauf, als seien, wie für eine Tänzerin, einzig die Herrschaften dort oben für ihn von Interesse. An demselben Abend aber saßen in dieser Loge, wie umhüllt von der dunklen Schmach künftiger Ereignisse, der hohe indische Offizier, Lady Alice und deren Gesellschaftsdame.

Der Schimpanse Bobbi begann seine Vorstellung damit, daß er sich an einem Wirtshaustisch niederließ und dem Bedienten schellte. Ein Angestellter des Varietees erschien als Kellner und überreichte die Speisekarte. Ich konnte bemerken, daß dieser Angestellte aus irgendeinem Grunde dem Schimpansen nicht wohlgesinnt war; er blickte übellaunisch dem eifrig in der Karte blätternden Affen zu und schien in seiner Stellung als Partner eines schauspielernden Tieres gedemütigt. Bobbi fand nur schwer, was ihm zusagte. Plötzlich aber, — wir fühlten in unserem Herzen Eiseskälte, — plötzlich legte er den Finger auf eine Stelle, sah mit einem unendlich sprechenden Blick zum Kellner hinauf, legte die Stirn in Falten, und alles an ihm war eine einzige Frage:

„Können Sie mir das empfehlen?"

Der Kellner konnte es empfehlen. Bobbi sagte: Also gut! Aber dann bitte schnell! und man überbrachte ihm eine Milchflasche und ein Trinkglas. Bobbi entnahm der Flasche einen gläsernen Pfropfen — hatte er nicht die Finger eines Greises, der aus viel zu starker Winterkälte in das Zimmer tritt? —, goß die Milch in das Glas und trank. Alsdann schrieb er eine Ansichtskarte an die ferne Geliebe, stand auf und warf die Karte nach einigem Bemühen in den Spalt des Briefkastens. Jede seiner Bewegungen hatte etwas Erstarrtes und jede erinnerte an Eis und Winterkälte. Immer mußten wir mit pochendem Herzen denken: ‚Jetzt ... jetzt ... wird er erwarmen und vor Freudigkeit glühen ... jetzt wird

er sprechen und lächeln . . .' Aber es kam nichts dergleichen.

Bobbi hatte nun einen hohen Berg zu besteigen und mit einem Rodelschlitten talwärts zu gleiten. Beim zweitenmal lüftete er während der Fahrt den Hut und sah mit erregendem Blick ins Publikum. Wir glaubten, er riefe: Juchhe! aber es war ein Irrtum.

Darauf schickte sich Bobbi an, ein Fahrrad zu besteigen. Jedoch das Publikum applaudierte seiner Rodeltour, und Bobbi hatte sich für eine so beifällige Aufnahme seiner Gebirgsfahrt noch nicht genügend bedankt; so wurde er von dem blonden Herrn ermahnt, und schnell, mit zerstreuter Erschrockenheit ließ er vom Rade ab. Er wandte sich um, und alles an ihm sagte: „Ja natürlich, höflich muß man sein . . . danke, danke ganz ergebenst!"

Nun fuhr Bobbi auf dem Zweirad. Es war ein blankes, solides Instrument, kettenlos, mit breiter Lenkstange. Mein siebenjähriges Söhnchen nimmt auf solch einem Rade an unseren sonntäglichen Ausflügen teil, und wir halten darauf, daß er tapfer neben den Großen ausharrt.

Bobbi hatte andere Verrichtungen zu treiben. Er mußte in Schlangenlinien zuerst um drei, darauf um sechs und endlich um zwölf Sektflaschen fahren; es war ihm gelehrt worden, mit der linken Hand die Lenkstange freizugeben und später auch mit der rechten. Auch wurde er von Zeit zu Zeit aufgefordert, mit dem Hut zu grüßen, wofür ihm das Publikum jubelnd dankte. Diese fragenden und dann wieder feurigen

Blicke, mit denen er dabei ins Dunkel hinuntersah, erschütterten uns bis zu Tränen. Jedermann von uns gestand neidlos ein, daß seine Geschicklichkeit in der Behandlung des Fahrrades bei weitem die unseres Vereinsmitgliedes, des Herrn Kunstfahrers Michael Prohaska, übertraf. Und nun denken zu müssen, daß Bobbi einst in den Wäldern von Loango Nüsse gefressen, sich gedankenlos im Winde gewiegt und mit den jungen Tieren der Horde gebalgt hatte, — welch eine herrliche Entwicklung, welch ein Trost und welch süßes Labsal für uns Menschen.

Zuletzt kam das Wunderbarste: Man stellte ein Bett, einen Nachttisch und einen Stuhl auf die Bühne, und Bobbi begann sich zu entkleiden. Er faltete Jacke und Hose sorgfältig zusammen, legte sie auf den Stuhl und hatte nun der allgemeinen Schicklichkeit und der Damen wegen, ein Hemd an. Er zögerte nicht, dem Nachttisch ein kleines weißes Töpfchen zu entnehmen, auf dem er sich umständlich niederließ. Dann sprang er in das Bett, zog die Decke über den wohlgepflegten Körper und wartete ... worauf? Aus der Kulisse trat mit riesigen schlenkernden Schritten in aufrechtem Gang eine Äffin. Mit dem sicheren Instinkt der Liebe steuerte sie auf das Bett hin und legte sich zu ihrem Manne. Der Vorhang fiel.

Das Publikum, die ungeheuere kulturelle Bedeutung dieses Abends verkennend, benahm sich, es muß leider gesagt werden, durchaus ungebildet und roh. Es stampfte mit den Füßen, warf die Tische um und schrie, indem jedermann dem Nachbarn erregt in die Augen blickte, nach dem Schimpansen Bobbi.

Unsere Vereinsmitglieder aber waren anderer Sinnesart. Sie blieben bis Mitternacht in philosophischen Gesprächen über Tier und Mensch beisammen.

Was lag in Bobbis Händen, die der erlösenden Wärme harrten, um zu sein wie unsere Hände? Was lag auf seiner Stirn, die der stürmische Gedanke im nächsten Augenblick durchbrechen wollte wie eine Kriegerhand das morsche Tor? Wollte er nicht befreit sein aus dem Strom der tierischen Gegenwart, die Süßigkeit der Jugend fühlen und den Schmerz des Todes?

Aber es gefiel der spleenigen Tochter des Gouverneurs, daß der Schimpanse, schon an den Grenzen der Vernunft angelangt und im Herzen die pochende Ahnung von dem Glück der Begriffe, zurück mußte in die Welt der Tiere, aus der er mit so unvergleichlichem Aufschwung sich erhoben hatte.

Lady Alice speiste nach der Vorstellung mit ihrem Vater und der Gesellschaftsdame in einem Hotel unserer Stadt. Sie hatte ein ganz weißes Antlitz und grüne Augen, sie trug Brillanten auf ihrem blutroten ausgeschnittenen Kleide, Opale und Saphire an den schimmernden Händen und auf marmorkühlen Armen Bänder von weichem indischen Gold, aus den Heiligtümern der ältesten Götter geraubt. Dazu thronte auf ihrem kostbaren blonden Haar ein riesiger schwarzer Hut, etwas Unübersehbares an Schönheit wie die Welt, ein Lobgesang und Triumph unserer

kapitalistischen Wirtschaftsordnung. (Wir wollen solche Hüte durchaus nicht abschaffen, wie boshafte Gegner behaupten. Wenn die junge Dame in einem künftigen Gemeinwesen ein Attest beibringen kann, daß sie zur Eleganz inkliniert und am Tage dem ihr zusagenden Beruf mit Eifer obgelegen hat, so stände dem Erwerb solch eines Hutes im Warenhaus nichts im Wege.)

Diese junge Dame wurde an demselben Abend von einer Art religiösen Wahnsinns befallen.

‚Ein Verbrechen sei geschehen,' so rief sie mit leuchtenden grünen Augen und die schimmernden Hände erhebend, ‚das Tier, zur Anbetung und Demut für den Menschen geschaffen, ward erniedrigt zu seinesgleichen.' Könige sind von ihren Thronen vertrieben, Religionen zerstört worden, der Äther wurde ein öffentliches Haus, — so blieb dem Menschen noch das Tier!

„Papa, ich bitte dich," rief sie, faltete die strahlenden Hände und warf mit goldbeschwertem klingendem Arme ein Glas Irroy um, „nur wenige Tage noch, und Bobbi wird Demokrat und liest Johannes V. Jensen. Gib mir einen Scheck, Papa, ich will ihn nach Indien schicken und der Menschheit das letzte Ideal erhalten."

Der Gouverneur zog das Scheckbuch hervor, die Gesellschaftsdame schüttelte geärgert, mit krauser Nase, das weiße schöne Haupt, denn sie wußte, daß der Schimpanse eigentlich in Indien nicht vorkommen sollte, der Hausmeister zerlegte auf einem kleinen Tisch ein Filet.

Die Lady schrieb dann eine Ansichtskarte an den fernen Geliebten, ihren Verlobten William, welcher ein Leutnant in der kaiserlich indischen Armee war.

Bobbi ward auf einem Dreadnought nach Asien geschafft und dort von Reisenden nach monatlanger Fahrt im Dschungel ausgesetzt. Nun saß er auf den Kronen der Bäume, fraß so ziemlich dasselbe, was er einst in seiner Jugend gefressen hatte, und ließ das Feuer in seinen Augen verlöschen wie eine langsam sterbende Fackel.

Doch eines Tages ging ein Sturm durch seine Seele und rüttelte sie auf gegen sein Schicksal und seinen Tod. Die Sehnsucht nach einem Fahrrad, einem Rodelschlitten, einem breiten Bett, einem Varieteepublikum und einer gewissen Äffin mit riesigen, schlendernden Liebesschritten wurde übermächtig in ihm.

Und er wagte den hunderttausendjährigen Weg, der aus den ewigen Wäldern zu den Menschen führt.

Der Gouverneur gab am Abend, an dem Bobbi aus den ewigen Wäldern vor seinem Hause anlangte, eine Gesellschaft. Es war in einer Nacht voll Wunder und träumerischem Schein der Gestirne. Die junge Lady tanzte mit William, und der Berauschte führte sie beim Verstummen der Musik in ein Beigemach. Seine Lippen flehten auf ihren kühlen goldbeschwerten Armen und tranken sich von ihren

Händen eine kurze Erlösung vom Leben. Aber Lady Alice stieß ihn plötzlich zurück, stand rauschend auf und wandte sich der Veranda zu, Kühlung zu suchen für das bewegte Meer ihrer Brüste.

Da hörte sie jemanden schreien:

„Lassen Sie mich ein! Lassen Sie mich ein! Ich habe den hunderttausendjährigen Weg zurückgelegt ..."

„Goddam — zurück! Was denken Sie sich eigentlich, zum Teufel? Hier ist das Haus des Gouverneurs! Zurück! Ich schieße!"

„Ich flehe Sie an, Mylord, seien Sie ein Gentleman und lassen Sie mich ein! Der Gouverneur muß mir einen Scheck geben! Ich komme aus den ewigen Wäldern und will zu den Menschen! Ich will Amerika sehen und die brausende Musik der L-Züge hören und mit dem Aëroplan über den Urwald gondeln. Ich flehe Sie an ..."

„Zurück, mein Herr, zurück! Sie sind ein Schimpanse! Was wollen Sie beim Gouverneur? Der Gouverneur empfängt keine Schimpansen! Ich schieße Sie tot, zurück!"

„Mylord, ich m u ß aber zum Gouverneur hinein ... ich bin von den ewigen Wäldern ... ich habe den hunderttausendjährigen Weg ..."

Ein Kreischen, ein kurzes Ringen, ein Schuß, — der Schimpanse Bobbi stürzte nieder, drohte mit gräßlichem Grinsen zur Veranda hinauf, als er dort oben Lady Alice erblickte, zuckte und starb. Da lag er, unter goldenen indischen Sternen, erbelos, mit verdorrtem Auge, vom Schein und Widerschein der Nacht gehöhnt ...

Lady Alice aber hatte kaum den Schimpansen erkannt, als sie aufschreiend die Hand an das Herz legte und tot dahinsank. Der Gouverneur eilte hinzu und stach im Wahn, William habe seine Tochter gemordet, den Leutnant nieder. Darauf überblickte er die Situation, erkannte den Irrtum, zündete sich eine Zigarette an, warf sie ärgerlich fort und entleibte sich mit seinem Rasiermesser. Die Schildwache aber starb merkwürdigerweise in derselben Nacht am übermäßigen Genuß von getrockneten Pflaumen, die, wie man weiß, im indischen Klima nicht zuträglich sind.

Empfindsame Nacht

Die Glocke läutete zum Fußballspiel. Ich trat ans Fenster meines kleinen Zimmers und sah hinaus. Die Sonne neigte sich mit gloriosen gelben Strahlen dem westlichen Laubwald zu; das neue Grün der Blätter funkelte und sprühte mir ins Auge. Durch weiße Obstbaumblüten leuchtete mir zur Seite der dunkelrote Sand von den Herlisbergen. Ich summte ein Brahmssches Lied vor mich hin: „Aus der Ferne.“ Ich war unruhig und bewegt.

Die Jungen kamen aus dem Haus. Sie trugen weiße oder dunkelblaue Hosen und Sandalen an den Füßen. Die einen hatten Trikots an, die anderen gingen mit nacktem Oberkörper. Die Jüngeren neckten sich, stritten miteinander, schrien, liefen, blieben stehen; die Älteren schritten langsam, unterhielten sich. Einige, die nicht Fußball spielten, bildeten Gruppen vor dem Haus und schwatzten. Ein kleiner Quartaner rang mit einem Lehrer; der Quartaner wurde dreimal geworfen; man lachte ihn aus und ging weiter. Ich litt ein wenig unter ihrem Gelächter, ich wollte Stille um mich. Wenn man mir zurief: „Spielst du mit?“ so nickte ich bloß; jeder legte beim Rufen die Hände hohl um den Mund. Ich sah in den gläsernen flirrenden Abendwald und summte Brahms: „. . . aus

der Ferne von meiner Süßen.“ Ich dachte dabei an Edith.

Allmählich wurde es unten schweigsamer. Man führte ein Pferd vor das Haus, und gleich darauf trat der Direktor aus der Tür, gefolgt von fünf Jungen, die große Heugabeln wie Lanzen in den Händen hielten. Der Direktor sprach einige Worte, man antwortete ihm lächelnd, er zog seinen Hosengurt enger und ritt hurtig davon, die fünf trabten im Laufschritt nach. Dann hörte ich die Geräusche des Abends: die Siebenuhrglocke von Friedebusch, den Gesang eines Vogels im Abendgold, eine letzte Axt im Tannenwald, Peitschenknall und Ruf.

Prinz Alexander Bentheim ging als letzter zum Spiel. Sein Anblick schmerzte mich aus irgendeinem Grunde. Ich hatte noch nie mit ihm gesprochen. Ich stieg die Treppe hinab in ein glühendes Licht von Sonne und erstem Stern. Alexander schritt mir voraus, leicht geneigt. Ich fühlte, daß er gut aussah, aber es kam mir nicht deutlich zum Bewußtsein. Ich eilte, um ihn zu überholen, ich wollte ihn anreden. Aber schließlich ging ich an ihm vorbei, ohne aufzublicken. Ich merkte, daß er mich betrachtete: zuerst mit Neugierde, dann gedankenlos. Mir war, als fände er nicht das richtige Wort für mich. Ich dachte darüber nach, weshalb wir nie miteinander sprächen. Ich fand es dämonisch, doch gleich danach schämte ich mich dessen, und ich schalt mich träge. Ich lief dem Fußbauplatz zu; hinter mir hörte ich Alexander Bentheim eine Operettenmelodie pfeifen.

Ich sah die Spielenden von weitem, wie gegen

den Abendhimmel gelehnt. Ich sprang über einen Bach zum Spielplatz der Kleinen. Von dort aus gelangte ich zu unserm, der weiter hinten lag. Ich zog das Trikot, die Strümpfe und die Sandalen aus und lief mit bloßen Füßen über die tauige duftende Wiese. Ich spielte sehr eifrig. Sobald ich den Ball in den Händen hatte, rief man sich auf der Gegenpartei zu: „Achtung, aufpassen!" Ich freute mich, wenn ich das hörte. Ich lief rasend schnell, sprang über einen weg, der sich zum Fang geduckt hatte; alle lachten, keiner konnte mich halten, und ich kam durch das Goal. Als Bernhard, der auf der Gegenpartei spielte, mit dem Ball die Reihen meiner Forwards durchbrochen hatte, versuchte ich nicht, ihn festzuhalten, obwohl ich tat, als bemühte ich mich darum. Er brachte den Ball durch und alle klatschten. Ich kannte seinen Ehrgeiz und freute mich. Wir spielten wie toll. Ich empfand das Spiel als ein Vergessen. Ich legte brennend Wert auf den Sport und hatte Verachtung für die „Intellektuellen", die ihn vernachlässigten.

Es klingelte zum Aufhören, den meisten zu früh. Aber ein langausgedehntes „Halt!" des Generalpräfekten brachte das Spiel zum Stehen; es klang wie ein Befehl vor der Schwadron. Alle hatten erhitzte Gesichter, banden sich ihre Trikots um den Hals und schritten rasch die Chaussee entlang. Ich sah, daß Bernhard langsam ging, scheinbar in Gedanken. Ich rief ihn an; er tat überrascht. Ich hatte das Bedürfnis, ihm die Hand zu geben, aber es gab jetzt keine Möglichkeit dazu. Ich war sehr

vergnügt, als ich mit ihm die Straße hinunterging, und schlug ihm einen schwellenden Ast von Kirschblüten ins Gesicht. Er schrie: Donnerwetter! und hatte Blüten im Haar, auf der Nase.

Wir eilten in den Waschraum. In zehn Minuten standen wir alle leidlich anständig in unseren Gürteljacken und kurzen Hosen. Viele hatten grüne Capes auf dem Rücken.

Wir stiegen einen kleinen Berg hinauf. Es sollte dort debattiert werden. Der Generalpräfekt saß auf einem Stein und blätterte in einem Buch. Ich legte mich mit Bernhard auf eine Bettdecke, man konnte noch nicht auf dem bloßen Sande liegen, es war zu kühl. Ludwig hockte etwas weiter rechts und sah mich an. Ich tat, als bemerkte ich ihn nicht.

Einer nach dem andern kam den Berg herauf. Zwei balgten sich, sahen den Direktor und verstummten. Günther Spogenrath stand an einen Baum gelehnt, guckte in den Himmel und summte kleine Lieder, Schumann wahrscheinlich, den er liebte.

Auf einem Ast saß Ernst von Krokow, baumelte mit den Beinen, blinzelte mit schiefem Blick ins prunkvolle Gewühl der längst versunkenen Sonne und räsonierte wie ein Spatz. Er sprach über die Demokratie. Ihm war nichts zupaß, nein zum Teufel, er hielt es mit niemanden. Deutschland war ihm unsympathisch, Rußland höchstens eine Hoffnung, Frankreich erledigt. Der Direktor lachte sich krank; er schlug mit der flachen Hand auf seine Schenkel und krümmte sich in den Hüften. Ein Lehrer blickte geärgert vor sich hin. Seine jungen

Kollegen tranken unten im Dorf gelben Wein in dicken Wassergläsern, umarmten Ida, küßten sie auf die Brust und freuten sich.

Die Jungen sahen mit aufgerissenen Augen zu Krokow hinauf.

„Was der frech ist!" sagte einer ganz laut.

Andere bekümmerten sich um nichts, drehten Krokow den Rücken zu, kratzten sich an den Beinen und warfen kleine Äste in die Luft.

Sternbilder tauchten am Himmel auf und wandelten gelassen in die Höh, in die Tiefe. Ich atmete mit tiefer Lust den Geruch des Tannenwaldes ein, der neben unserem abgeholzten Platz schweigend sich erhob. Meine Gefühle waren ganz einheitlich, ohne Zerrissenheit. Mich ärgerte die Debatte, ich hörte nicht mehr zu.

Später sprachen noch andere, schließlich der Direktor, der nun ernst geworden war und Krokow Mäßigung anempfahl. Dann las der Generalpräfekt aus dem „Armen Heinrich" von Hauptmann vor; es war etwas sehr Schönes, sehr Trauriges, was er las. Ludwig sah fortwährend zu mir herüber. Ich runzelte die Stirn, da wandte er die Augen ab. Mich reute es, daß ich die Stirn gerunzelt hatte, und ich nickte ihm zu. Er bemerkte es, ohne die Augen aufzuheben; ich fühlte, er wurde froher. Auch der Arme Heinrich sagte jetzt frohere Dinge ...

Man sang noch einige Lieder. Bernhard schlug vor: „Prinz Eugen", aber man sang „Das Wandern ist des Müllers Lust". Nachdem man dem Direktor Gute Nacht gesagt hatte, lief man hinunter. Ich trat als letzter an den Direktor heran. Er forderte

mich zu einem Spaziergang auf. Er sprach unausgesetzt und rückhaltlos, mit imperatorischen Gesten, leidenschaftlich, tief bewegt, verteidigte einige Maßnahmen, die er getroffen hatte, zitierte Napoleon, Friedrich und Kaiser Wilhelm den Zweiten. Er hatte ein hartes, bartloses, englisches Gesicht; er war elegant, die Frauen liebten ihn. Ich versuchte ihn zu unterbrechen, es gelang mir nicht. Nach einer halben Stunde fragte er: „Was meinst du dazu?" Ich war ärgerlich und schwieg. Er bot mir lachend die Hand zum Gutenachtgruß. Ich verbeugte mich steif.

Ich war Präfekt der Quarta und mußte beim Schlafengehen zugegen sein. Als ich in mein Schlafzimmer kam, waren die Kleinen schon im Baderaum. Ich zog mich aus. Mit einem Bademantel bekleidet und mit Sandalen an den Füßen sprang ich die Treppe hinunter. Ich begegnete einigen Mägden. Sie sahen mir mit süßlichem, geziertem Lächeln in die Augen; ihre Nüstern bebten vom Duft der Nacktheit, welche sie umgab.

Unten im Baderaum waren vielleicht dreißig Jungen. Ein rasender Lärm erfüllte die Luft. Die Stunde war gekommen, wo uns Ausgelassenheit ergriff wie nie am Tag. Keiner von den Lehrern hinderte uns daran.

Zwei Jungen rollten auf dem Boden, umschlangen sich in Wut und Gelächter, während die Umstehenden schäumend vor Begeisterung Ströme eisigen Wassers über sie gossen; einer richtete emsig und leidenschaftslos einen Wasserstrahl aus dem Gartenschlauch auf ihr Gebein. Ein Sekundaner gab sich in einer

beweglichen Wanne der Pflege seines Körpers hin; ein Quartaner stemmte die Kniee gegen den Rand, hob die Wanne an ihrem Boden mit den Händen hoch und warf alles um; eine Flut von Wasser, menschlichen Gliedern, Seifen, Hosen, Handtüchern und Sandalen ergoß sich über den Raum; viele rutschten aus und fielen hin. Darauf bekam der Quartaner unausgesetzt von allen Prügel. Zwei Ältere hatten einen kleinen Untertertianer bei Kopf und Beinen ergriffen und ihn durch das Fenster aus dem Badesaal, der zu ebener Erde lag, hinausgeworfen. Alle hielten nun mit großer Umsicht und eiserner Disziplin die zahlreichen Fenster fest geschlossen. Der Tertianer stand nackt in der Frühlingsnacht, er flehte umsonst, er mußte an einigen Müttern und Schwestern vorbei, die zum Besuch bei uns waren und vor dem Eingang des Hauses Milch tranken.

Ich war im Kampf mit einem meiner Quartaner. Der Junge war sonst still und zart, übermäßig elegant in allem, jetzt wußte er sich vor Wildheit nicht zu lassen. Mir wurde dabei bedenklich zumut. Ich versuchte ihn zu greifen, aber er war sehr geschickt. Er riß im Laufen einige Jungen zu Boden, über die ich hinwegspringen mußte, um ihn zu erreichen. Schließlich hielt ich ihn in einer Ecke gefangen. Bevor ich zugreifen konnte, stürzte er sich auf mich, umschlang meine Füße und brachte mich zu Fall; er warf sich neben mich und biß mir in die Hüfte, ich glaubte einen Dolchstich zu haben. Darauf legte er seinen Kopf an meine Brust und schluchzte. Ich stand schnell auf, nahm ihn, trug ihn durch die Horde, die

uns nicht beachtet hatte, warf ihm meinen Bademantel um und brachte ihn ins Schlafzimmer. Ich legte ihn aufs Bett, er blieb völlig regungslos. Ich streichelte ihn ein wenig; ich wußte, er hatte keinen besonderen Schmerz; es war solch ein Weh und Jammer, der jeden einmal ankommt, ganz unvorbereitet...

„Vermutlich werden wir morgen wieder glücklich sein," sagte ich ironisch.

Er schämte sich rasend und lächelte hilflos. Ich gab ihm die Hand, er drückte sie stürmisch, seine kleinen Kräfte schienen ihm kaum dafür zu genügen.

Die anderen kamen nun auch, mit etwas bösem Gewissen, denn es hatte schon zur Schweigestunde geläutet. Ich zog mich wieder an, ich hatte als Präfekt Erlaubnis, länger aufzubleiben.

„Gehst du noch fort?" fragte ein junger Grieche.

„Ich muß noch arbeiten, haltet euch brav."

„Aber wir wollen beten", sagte einer.

„Gut."

Ich sprach das Vaterunser. Wir waren alle fromm und gläubig.

Jetzt durfte niemand mehr sprechen, ich gab jedem von ihnen die Hand.

Im Haus war alles dunkel geworden. Ich ging in meine Villa, die man „Mönchszelt" nannte. Dort lag mein Arbeitszimmer.

Auf meinem Tisch stand Schwarzbrot und Pflaumenmus. Ich bereitete mir eine Scheibe und aß. Ich hatte abends Hunger wie alle.

Auf meinem Schreibtisch fand ich ein Manuskript für unsere Zeitung, der wütende Protest eines Quin-

taners, daß man die Zeit des Nachmittagskaffees um zwanzig Minuten später als bisher festgesetzt hatte. Es waren unerhört viel Worte darin, tiefste Indignation, schmerzliche Trauer über so viel Gewalttat und die rätselhaftesten Wendungen; am natürlichen Ende hieß es immer wieder: „also ich bin jetzt wirklich energisch dafür ..." Ich schrieb den Protest mit der Maschine ab. Das Klappern vermischte sich mit dem Quaken der Frösche vom Badeteich. Der Mond breitete ein blausilbernes Licht über die Gemüsegärten und Obstberge.

Später lag ich nah am Fenster unter den Sternen und träumte; sanfte Winde, Atemzüge einer tief beruhigten Welt, wehten in meine Kammer, mit ihnen goldene Gedanken an Gott, an meine Freunde und an Edith, die irgendwo in London lebte ... Dann schlummerte ich ein Weilchen ein und spürte noch im Dämmern das Glück, so im lauen Winde zu schlafen ... Die Elfuhrglocken der nahen und fernen Dörfer riefen mich zurück in die Welt. Ich ging schläfrig und beseligt in den blauen Garten, roch an allen Rosen, streichelte einen kleinen abenteuernden Hund und kehrte in das Wohnhaus zurück.

Ich kam durch die Waschräume, ordnete zerstreut einige Schüsseln, stellte die Kannen zur Seite und öffnete dann die Tür zu unserem Schlafsaal.

Im Nachthemde hockte auf dem Fensterbrett Günther Spogenrath.

„Du schläfst noch nicht?" fragte ich streng.

„Die Nacht ist so schön. Entschuldige ..."

„Es ist aber schon elf. Du mußt morgen um fünf heraus."

„Ja, es ist elf. Dann kommen die Elfen ..."

„Was für Elfen?" fragte ich mißtrauisch.

„Hier sind jeden Abend Elfen. Sie tanzen einen absonderlichen Reigen und singen."

„Natürlich," sagte ich, „was sollten sie auch anders tun als einen ‚absonderlichen Reigen' tanzen und singen."

Ich dachte nach.

„Übrigens meinst du die Küchenmädchen ..."

Nach einer Pause setzte ich hinzu:

„Es ist ein schöner Menscheuschlag hier in der Gegend."

„Nicht wahr?" flüsterte er begeistert. „Nicht wahr ... doch herrlich?"

Ich lachte gedämpft.

„Geh ins Bett, Günther. Ein Mann wie du und an Küchenmädchen denken!"

Er sah grüblerisch auf seine Kniee.

„Na ja," sagte er zweifelnd und resigniert.

Ein Windstoß kam, trug die Gardinen am Nebenfenster leicht mit sich in die Höh und trat bescheiden, beschämt zurück in die Nacht.

Günther erschauerte.

„Na, denn also Gute Nacht, Präfekt .... hast du noch was zu essen?"

Ich suchte in meinen Taschen und fand ein Stück Schwarzbrot. Er bedankte sich, gab mir die Hand und ging schlenkernd, mit geneigtem Kopf und bloßen Füßen durch den Schlafraum in sein Bett. Er war viel zu groß für sein Alter. Ich hörte ihn noch einige Zeit im Dunkeln kauen, dann schlief ich ein.

Der Herzog, die Kokotte und der Kellner

Der Herzog hatte vor zwei Monaten die Klosterschule verlassen. Der Herzog war jung, er hatte zum ersten Male eine Geliebte, aber er war nicht glücklich.

Der Herzog saß mit seiner Geliebten bei Philibert.

Der Herzog drehte sein Gesicht bis an die Schulter und sagte leise:

„Sie servieren schlecht."

Der Kellner zuckte zusammen. Er strich mit zwei Fingern der rechten Hand eine flache Strähne seines blonden Haares aus der Stirn und sagte:

„Ach —"

Er hatte Tränen in den Augen.

„Rufen Sie Herrn Philibert," sagte der Herzog.

Anna lächelte, mit einem Mund, der vom Sekt feucht und süßlich war. Sie neigte, beschwert von ihrem schwarzen Haar und dem prunkvollen engen Hut, das Haupt und sah den Herzog mit dem gläsernen Blick ihrer grünen Augen von unten an. Sie trug ein pfauenfarbenes Paillettekleid, einen klingenden und klirrenden Panzer für ihren jungen Körper. Die rötlich schimmernde Hand, mit Türkisen und Saphiren geschmückt, war entblößt und ebenso der

leuchtend frische, von einer einfachen Perlenkette umwundene Hals.

Herr Philibert kam. Er war schlank und bleich und er hatte todestraurige braune Augen. Ehedem war er Kellner bei Voisin gewesen. Ging man an einem Wintermorgen durch den großen Park zu seinen Geschäften, so konnte man zuweilen Herrn Philibert auf gewissen einsamen Wegen begegnen. Herr Philibert war ein Naturfreund, er liebte die Morgenluft im Garten nach so viel Speisegerüchen des Abends und er horchte gern den wehmütigen Winden in den frierenden Bäumen. Jedermann, der Herrn Philibert kannte, pflegte mit wohlwollendem Lächeln zu beobachten, wie er mit der beringten Hand an dem entlaubten Gesträuch entlangstrich, als wolle er die schlummernden Kräfte darin zärtlich in das Leben rufen, wie er mit seinem Spazierstock aus Zuckerrohr den harten Boden lockerte oder tiefaufatmend die Hand an das Herz legte und dann ein wenig hüstelte. Man erzählte sich, Herr Philibert habe eine unglückliche Liebe, zudem sei er herzkrank. Herr Philibert ging in der Tat jeden Frühling nach Nauheim.

„Durchlaucht sind nicht zufrieden —?“ fragte er, indem er die beringten Hände ganz leicht unter dem Kinn ineinanderrieb.

„Ein neues Gesicht —“ sagte der junge Herzog mißmutig.

Herr Philibert lächelte gütig.

„Man mußte Fritz heute morgen fortschicken. Er hat es mit dem Asthma. Ich gebe ihn jetzt nach Montreux. Man muß fürchten, daß es nichts mehr mit ihm wird.“

Herr Philibert sprach diese Worte, wie es schien, mehr zu Anna, die ihm ermunternd, bedauernd und etwas zerstreut zunickte.

Der Herzog sah mit hochgezogenen Augenbrauen starr auf seine Trinkgläser. Er hatte ein bartloses Knabengesicht; das Haupthaar war seitwärts gescheitelt und aus der Stirn stark zurückgebürstet. Der Herzog war nicht groß, aber er hatte einen schlanken und graziösen Körper. Der Herzog war achtzehn Jahre alt.

„Wie heißt der neue Kellner?" fragte er.

„Ludwig, Ew. Durchlaucht."

Herr Philibert fügte zweifelnd, mit fragender Betonung hinzu:

„Man muß ein wenig Nachsicht üben? ... Ich werde morgen mit ihm arbeiten ..."

Der Herzog wandte Herrn Philibert lächelnd sein volles Antlitz zu.

„Schön. Danke, Herr Philibert."

Herr Philibert grüßte. Er verneigte sich tief vor der Geliebten des Herzogs. Aber es schien, als sei diese ehrfürchtige Beugung seinem kranken Herzen nicht zuträglich gewesen, denn Herr Philibert hüstelte gleich danach und legte tief aufatmend, mit einem schmerzlichen und schüchternen Lächeln die Hand an die Brust.

Herr Philibert ging lautlos über die weichen Teppiche an das Büffet in den letzten Raum. Er hatte die Hand in die Hosentasche gesteckt und die seidenen Aufschläge seines Gehrocks zurückgerafft. Er warf schnelle und scharfe Blicke auf die Tische oder

in die Wandspiegel, um die Bedienung zu prüfen. Man saß bei Philibert in gotischen Stühlen, deren hohe Lehnen die Hüte der Damen zuweilen behinderten. Man saß sehr aufrecht und sprach leise miteinander. Man beobachtete durch die Spiegel.

„Entschuldige," sagte der Herzog.

„Bitte."

Der Herzog betrachtete Anna, die mit schleichenden, katzenhaften Bewegungen von einem Fasanen aß.

„Du bist beleidigt?" fragte er.

„Nein. — Gar nicht."

Sie schob die Unterlippe vor und zuckte die Achseln.

„Aber Anna, du bist doch beleidigt," sagte der Herzog lebhaft.

Anna schlug die grünen Augen langsam auf und blickte den Herzog an.

Sie sagte gedehnt:

„Ich bin nicht beleidigt."

Der Herzog hob jetzt das Burgunderglas, beugte sich über den Tisch und fragte:

„Anna — fort comme la mort?"

Anna legte die Gabel und das Messer aus den Händen und hob das Glas zu der Höhe ihres Mundes. Sie dankte dem Herzog mit einer Neigung ihres Hauptes. Der Herzog sah ihren entblößten Nacken und ihren Rücken ... Er preßte die Zähne aufeinander, ihn fröstelte.

Er sagte mit einem Gesicht, das vor Leidenschaft hilflos war:

„Wohin gehen wir nach dem Essen?"

Anna nahm die Gabel und das Messer wieder zur Hand und aß mit katzenhaften Bewegungen von dem zarten Fleisch des Fasanen.

„Ich muß um zwölf zu Hause sein."

Der Herzog schlug die Augen nieder. Die Welt war ihm mit diesen Worten entglitten. Er verspürte wie nie zuvor eine trostlose Leere in seinem Herzen und Angst vor den schweigsamen Räumen seiner Wohnung.

„Ich werde wieder in den Klub gehen müssen und dort Bridge spielen, ich werde die ganze Nacht Bridge spielen müssen ... ach, welch ein Leben ..."

Der Kellner servierte eine Artischocke. Er legte den linken Arm weit auf den Rücken und streckte den geröteten Kopf mit unnatürlicher Anstrengung aus seinem hohen und engen Kragen in den Nacken, um den Herzog durch die Nähe seines Körpers nicht zu beleidigen. Seine feuchten Hände zitterten vor Aufregung, er bekam unaufhörlich beißende Tränen in die Augen, die er sich später im Korridor mit dem Daumen und Zeigefinger fortwischte. Der Herzog fühlte sich bei seinem Anblick von einem Mißbehagen geheimnisvoller Art beherrscht, von einer dumpfen und nervösen Wut.

Er lachte gereizt auf:

„Unser guter Philibert will uns erziehen," sagte er.

Anna sah ihn an.

„Was meintest du eben?" fragte sie nach einer Stille.

Ihre Augen schienen von einem rätselhaften Genuß geträumt zu haben.

Der Herzog erglühte bei ihrem Anblick.

„Ach, meine Liebe, du hast geträumt ...“ sagte er.

Er faltete die Hände und brachte sein Gesicht über den Tisch hinweg in die Nähe dieser ruhig atmenden, von einem pfauenfarbenen Panzer behüteten Brust.

Er sagte lächelnd:

„Ich wünschte, ich könnte deine Träume wie diesen Wein trinken.“

Mit der Gebärde eines durstigen Zechers trank er aus dem Glas, schenkte sich ein und trank zum zweitenmal, wobei er den Wein senkrecht über den fröhlich erhobenen Mund hielt.

„Aber du solltest schneller essen!“ rief er befeuert und übermütig, mit einer übertriebenen Bewegung seiner Hand.

Er fühlte jetzt den ungestümen Drang, mit dieser schweigsamen Frau über viele Dinge des Lebens zu sprechen.

Er erzählte mit Begeisterung:

„In unserem Kößnitzer Park ... wenn du dich im Herbst darin verirrst, denn es gibt dort keinen Weg ... so findest du mit einem Mal unter gläsernen goldenen Bäumen, unter goldenen Linden und Eichen, einen blauen Teich ... so blau, wie der Saphir dort auf deinem süßen Finger, meine Liebe ... einen blauen Teich mit einigen Schwänen darauf ... nun, da ist weiter nichts dabei ... aber denk dir, die Schwäne gleiten so langsam und überirdisch in der Bewegung dahin und die Stille um den Wald herum ist so groß ... du hast immer in

der Stadt gelebt, nicht wahr? ... nun, die Stille ist dort so groß, daß du weinen wirst, wenn du einmal hinkommst. Möglich, daß ich übertreibe ..."

Er setzte liebenswürdig hinzu:

„Du solltest wirklich einmal hinkommen, Anna ... Aber was wollte ich eigentlich erzählen? ..."

Seine lächelnden Augen suchten an den kristallenen Lüstern. Was hat es für eine Bewandtnis mit diesem Park? Warum sprach er davon?

Anna sah ihn befremdet an. Ihr Blick verweilte mit einiger Kälte an seiner weißen Krawatte, die sich aufzulösen drohte.

„Nun weiß ich es!" rief er und ordnete ungestüm seine Krawatte. „Wenn ich dich essen sehe, muß ich an unsere Kößnitzer Schwäne denken. Dein Essen ist so sanft und so mild ... so mild ..."

Annas Nasenflügel bebten.

„Ja," sagte sie, „das Essen ist wirklich ein Traum."

Der Herzog war glücklich, daß sie gesprochen hatte. Anna sprach so selten.

„Wieso, Anna?" fragte er lebhaft. „Wie meinst du das? Hast du einen besonderen Gedanken dabei?"

Anna sagte nicht „ja", — sie stieß einen kleinen Ton aus der Kehle, der daheim bei ihren jungen Schwestern als eine amüsante und etwas lässige Bejahung auf eine Frage angesehen wurde. Anna hatte vier Schwestern. Der Herzog kannte und liebte diesen kleinen Ton aus ihrer Kehle. Er war entzückt.

„Aber wieso, Liebe, wieso? Du mußt jetzt sprechen, wie —?"

Anna hielt das Haupt schief gegen den Kerzenschein, der ihre grünen Augen leuchten machte.

„Ich meine," sagte sie, „es haben ja viele Menschen nichts zu essen. Darum soll es wie ein Traum sein . . ."

Sie fügte hinzu:

„Wie ein schöner Traum natürlich . . . so wie dein blauer Teich."

Der Herzog setzte sich aufrecht und steif in seinen hohen gotischen Stuhl. Er legte die Hände auf seinen Schoß, die Spitzen seiner Finger berührten sich. Der Herzog hatte jetzt ein sehr ernstes Gesicht.

„Du hast recht, liebe Anna," sagte er. „Wir vergessen, Gott für die Gnade des Brotes zu danken. Verzeih . . ."

Er hatte unversehens eine strenge Haltung angenommen, wie daheim auf dem Schloß, wenn seine Mutter auf eine Angelegenheit der Religion zu sprechen kam. Er war nun der fromme Sohn seiner frommen Väter.

Aber mit einemmal durchfuhr ihn ein Schreck. Hatte Anna Not gelitten? War ihr die Gnade des Brotes einstmals versagt worden?

Mit wem esse ich hier am Tisch? dachte er und fühlte eine Eiseskälte an den Wurzeln seiner Haare. An wen verschwende ich seit Monaten meine Seele? Gnädiges Schicksal, woher kommt diese Frau?

Er sah die Hand des Kellners, der eine Flasche Mineralwasser auf den Tisch stellte. Es war eine rote, etwas breite, aber zugleich gepflegte Hand. Der Herzog runzelte die Augenbrauen, er wünschte einen

Gedanken von sich zu weisen. Dann richtete er die Blicke auf die Hand seiner Geliebten. Diese Hand schimmerte rötlich, sie hatte eine breite Fläche und schlanke Finger, sie war ungemein gepflegt.

Sie ist seiner Art, seines Blutes, dachte der Herzog mit einer unbeschreiblichen Bestürzung.

Er fragte:

„Wieviel Schwestern hast du, Anna?"

„Vier."

„Was tun sie?"

Anna sah ihn lächelnd und fragend von der Seite an. Sie hatte ihn nicht verstanden.

„Ich meine," sagte der Herzog etwas verwirrt, „haben sie vielleicht irgendeine Beschäftigung ... wie soll ich sagen ... einen Beruf ...?"

Anna schüttelte den Kopf.

„Aber was tut Ihr denn den Tag über?" fragte der Herzog mit grenzenlosem Erstaunen.

Er legte seine Seele in diese Frage. Er wollte unbedingt wissen, was diese vier Schwestern den Tag über täten.

„Nichts, — wir helfen in der Wirtschaft."

„Wirtschaft? In welcher Wirtschaft?"

Anna wurde ein wenig ungeduldig.

„Nun, zu Haus ..."

Der Herzog hob verwundert die Arme bis zu der Höhe seiner Schultern und ließ sie leicht auf den Tisch fallen.

„Du mein Gott, habt Ihr denn ein so großes Haus, daß Ihr alle vier dabei helfen müßt?"

Anna seufzte.

„O ja,“ sagte sie.

Der Herzog lachte nervös.

„Aber Ihr gebt doch keine Gesellschaften, wie? Wozu braucht Ihr denn eine große Wohnung?“

Anna antwortete nicht. Es geschah häufig, daß Anna nicht antwortete, wenn man sie fragte.

Da der Herzog fürchtete, sie möchte von nun an in Schweigen versinken, so sagte er plötzlich etwas Ungewöhnliches:

„Mußt du zum Beispiel am Morgen die Haustreppe fegen?“

Anna aß mit langsamen, überlegten Bewegungen von den Mirabellen und Reineclauden. Sie hielt den kleinen silbernen Löffel an die roten, feuchten und süßlichen Lippen, und ihr Mund gab die Fruchtkerne an den bis zur Brust erhobenen Teller zurück.

Sie sagte:

„Ja“.

Der Herzog beugte sich heftig über den Tisch. Seine Hände umfaßten die Kanten des schmalen Tisches.

„Anna, du treibst Scherz?“ fragte er ängstlich.

„Nein, gar nicht,“ erwiderte Anna mit sorgfältig verstecktem Spott. „Ich muß jeden Morgen die Haustreppe fegen, das kannst du mir glauben.“

Der Herzog flehte:

„Aber verzeih, Anna ... erlaube mir doch, daß ich darüber spreche ... mein Gott, war ich denn so ungeschickt? ... Was soll ich sagen ... Du hast mir doch erzählt, Anna ... du seist die Tochter eines

Offiziers, und du hast niemals gewollt ... daß ich dir etwas ..."

Es gab keine Möglichkeit, dies auszusprechen: daß Anna ihm verboten hatte, ihr je etwas anderes zu schenken als Blumen oder Konfitüren.

Anna schwieg. Sie bediente sich mit einer süßen Speise, die eine kunstvolle Zusammenstellung von erlesenen Früchten und kaltem Reis war.

Der Herzog sah ihr zu. Er runzelte die Stirn. „Bist du die Tochter eines Offiziers?" fragte er.

Er sprach so laut, daß der Kellner seine Worte gehört hatte. Der Kellner riß die wasserblauen Augen auf und starrte Anna mit offenem Munde an.

Anna neigte mit einem traumhaften und süßen Ausdruck das Haupt und sah dem Herzog wie trunken in die Augen:

„Ich habe gelogen," sagte sie gedehnt.

Das Antlitz des Herzogs wurde bei diesen Worten schlaff vor Verständnislosigkeit.

„Wie? ... Du hast ..."

Anna nickte ihm zu, als wolle sie ihn ermuntern, das Wort auszusprechen, das ihr verwandt war und im Blute lag wie keines sonst.

„Gelogen," ergänzte sie.

Der Kellner horchte jetzt ohne Zwang, mit leidenschaftlichem Interesse. Er hatte den Mund noch weiter geöffnet und den Oberkörper lauschend zur Seite geneigt. Es fehlte nicht viel, und er hätte die Hand an das Ohr gelegt.

Der Herzog rang unter dem Tisch die Hände ineinander.

„Warum hast du gelogen?“ fragte er.

Anna entnahm ihrer Handtasche ein goldenes Etui und zündete sich eine Zigarette an. Sie rauchte nach Art der Frauen, indem sie den Rauch senkrecht in die Luft stieß.

Sie zuckte die Achseln.

„. . . eben so . . .,“ sagte sie.

Das Auge des Herzogs verdunkelte sich.

„Eben so? Was heißt das: eben so?“

Da Anna schwieg, fuhr er auf:

„Willst du jetzt reden, ja?“

Anna wurde trotzig.

„Wie man eben so lügt,“ sagte sie.

Sie zeigte mit dem schlanken Zeigefinger auf ihre Stirn.

„Weißt du, du bist ja dumm,“ sagte sie. „Ich will dir nur mal etwas sagen . . .“ Sie holte Atem. „Ich will dir nur mal sagen, daß du ein Narr bist . . . So . . .“

Sie rauchte heftig.

Der junge Mann maß sie mit feindseligen Blicken.

„Wieso bin ich ein Narr?“ fragte er und winkte dem Kellner heftig ab, der sich unversehens genähert hatte.

Anna hob das Mokkatäßchen mit der Schale an ihren Mund. Sie hielt dabei die Arme sehr eng an die Hüften.

Sie sagte über den Rand der Schale hinweg:

„Ich bin nämlich eine Kokotte.“

Darauf trank sie mit eigentümlich saugenden Lippen einige Schlucke Mokka.

Durch das rötliche Licht der elektrischen Lampe starrte der Herzog sie an, als habe sie den Verstand verloren.

„Und den Kellner sollst du auch nicht so schlecht behandeln,“ fuhr Anna belehrend fort.

„Er ist nämlich mein Bruder.“

Der Herzog verharrte mit Entsetzen in seiner unbewegten Haltung. Dann zuckte er zusammen, preßte die Hand, die Fläche nach außen gewandt, auf die Stirn und blickte mit geweiteten Augen auf den Mund seiner Geliebten.

„Aber das ist ja . . .“, sagte er und verstummte.

Der Kellner stand ratlos neben ihnen. Er war bereit, ja er fühlte die Notwendigkeit, sich an diesem Gespräch zu beteiligen.

„Nein, so was!“ rief er empört.

Als der Herzog seiner gewahr wurde, erblaßte er in einem unbeschreiblichen Ekel und Zorn. Er stieß den Kellner mit dem Fuß zurück; die Spitze seines Lackstiefels traf das Bein des Kellners.

„Gehen Sie! Gehen Sie doch!“ schrie er.

Der Kellner schlug die Hände zusammen und lief in den Korridor. Er setzte sich hier auf einen Stuhl und weinte. Er zitterte am ganzen Leib, seine Zähne schlugen aufeinander. Die Kollegen gingen an ihm vorüber, lachend oder mit hochgezogenen Brauen. Einer schleuderte ihn mit der Spitze seines Ellbogens an die Wand:

„Mensch, nimm dich doch zusammen! Sei doch keine Memme!“

„Einen so zu behandeln!" wimmerte der Kellner. „Einen so zu behandeln! ... Wo sie doch meine Schwester ist ... Ach Gott, ach Gott, ... Mensch, ich habe solche Angst vor den Reichen ... und nun noch ein Herzog ... hier sind ja lauter Herzöge und Grafen ... wo sie doch meine Schwester ist ..."

Der Dienst stockte. Man sammelte sich um ihn. Man betrachtete ihn jetzt mit Ernst.

„Wer ist deine Schwester?" fragte der Älteste der Kellner.

Ludwig zeigte mit dem Daumen über die Schulter.

„Na, die mit dem Herzog."

Einer pfiff jetzt laut durch die Zähne.

Ein anderer sagte:

„Mensch, du phantasierst ja!"

Ein Dritter rief verblüfft:

„Ach ne?"

Der Kellner verbarg sein Gesicht schluchzend in den feuchten roten Händen.

„Wo sie doch meine Schwester ist," sagte er.

Jemand rief:

„Achtung! Der Alte!"

Man stob auseinander. Jeder lief geschwind zu seinen Verrichtungen.

Der Herzog hatte sein Haupt leidend, mit geschlossenen Augen an den hohen gotischen Stuhl gelehnt. Er fühlte mit einer inneren Not ohnegleichen, daß diese Welt noch auf eine ganz andere Art gefährlich und drohend sei, als er es je in Büchern gelesen hatte. War es möglich, lag es im Bereich dessen, was einem Mann widerfahren kann: Eine

Frau zu lieben und dann berichtet zu werden, sie sei eine Kokotte?

Anna drehte die schöne große Hand vorwurfsvoll auf der Tischplatte nach außen.

Sie sagte:

„Aber hattest du denn keine Freunde? Hattest du denn gar keinen Freund?"

Der Herzog seufzte schmerzlich wie ein Kind, das im Schlummer böse Träume hat.

„Ich habe keinem erlaubt, über dich zu sprechen."

Anna schüttelte bedauernd, mit einem versteckten, silbernen Lachen das Haupt.

„Komm," sagte sie nach einer Stille. „Wir wollen jetzt zu dir gehen."

„Ja," sagte der Herzog gedankenlos.

Er spielte mit einem goldenen Fruchtmesser, das er zwischen zwei Fingern hielt.

Plötzlich blickte er auf. Sein Gesicht war von Blut durchglüht und sein Auge in einem feuerfarbenen Nebel geblendet. Hatte Anna nicht eben gesagt: „Wir wollen jetzt zu dir gehen?"

Ja, er wurde sich mit einem Male bewußt, daß soeben in diesem Raum, der ganz erfüllt war von der Darbietung und dem Genuß kostbarer Speisen und Weine, durchflutet von Gesprächen ohne Bestimmtheit und Tiefe, — in diesem gedämpften, milde beleuchteten und warmen Gemach waren soeben einige Worte von hinreißender Bedeutung für diese Nacht, ach nicht genug, für ein ganzes Dasein von Redlichkeit und Leidenschaft erklungen.

„Du gehst nicht nach Hause?" fragte der Herzog.

Ein Luftzug traf ihren Tisch. Anna erschauerte und zog die schimmernden Schultern fröstelnd in die Höhe. Sie erblaßte, sie atmete tief.

„Darf ich zu dir kommen?" fragte sie mit einer trunkenen Demut in den Augen.

Was anders gab es denn in dieser leidvollen und umwölkten Welt als dies? Was tat noch not?

„Liebe . . . Liebe . . ." sagte der Herzog erschüttert.

Der Kellner kam. Er hatte verweinte Augen, und seine Zähne schlugen hörbar aufeinander.

Der Herzog nickte ihm zu. Der Herzog sagte: „Ludwig, bringen Sie die Rechnung."

Danach erhoben sich der Herzog und seine Geliebte. Der Herzog legte jetzt auf eine sonderbar hastige, ja übermütige Weise den Frackmantel an. Er entnahm seiner Brieftasche einige Geldscheine und bedeckte sie mit der dargebotenen Rechnung.

„Ludwig, das ist für Sie," sagte er.

Der Kellner verbeugte sich in tiefer Verwirrung. Er hatte nicht verstanden, was der Herzog gesagt hatte.

Anna stand im großen Faltenwurf ihres Chinchillamantels inmitten des Raumes und wartete. Zwei Husaren flüsterten zuerst erregt, in abgerissenen Worten miteinander und verstummten dann; sie hatten beide einen vor unbetätigter Roheit leidenden Zug um die Lippen. Eine ältere Dame, eine Bekannte des Herzogs, betrachtete Anna durch ihr goldenes Lorgnon mit gierigem und verzehrendem Interesse; das Geschlecht war in dieser Minute so mächtig in ihr, so

stark ihr Neid und ihre Verachtung, daß sie in einem Blick die Geschichte von Annas ganzer Seele und von jeder Krankheit ihres Leibes lesen konnte. Ein junger Herr im Frack sagte ganz laut: „Ach Gott!" und warf ein Glas Kognak um.

Annas Augen ruhten ungeniert und träge in einem Spiegel der Wand. Sie gewahrte Herrn Philibert, der sie von einer Ecke aus mit der zärtlichen Traurigkeit des Todes anblickte, und sie nickte ihm freundlich zu. Herr Philibert verneigte sich, aber diese ehrfürchtige Beugung mußte seinem kranken Herzen nicht wohlgetan haben, den Herr Philibert hüstelte gleich danach und legte tiefatmend, mit abgewandtem Gesicht seine Hand an das Herz. Und zudem hatte er ja auch noch diese unglückliche Liebe ...

Als das elektrische Automobil des Herzogs die Bordschwelle des Restaurants Philibert verlassen hatte, stürzte der Kellner Ludwig auf die Straße. Sein blondes Haar und seine weiße Schürze flatterten im Wind. Er hielt einige braune Geldscheine in der Hand.

„Aber hier! Hier!" rief er dem enteilenden Gefährt nach und schlug in erbitterter und verwirrter Glückseligkeit mit der freien Hand auf die Scheine, „aber was ist denn das hier? ... Das geht doch nicht! ... Aber hier doch! Hier!"

So stand er noch längere Zeit im Wind und sprach unverständliche Worte in die Luft.

Beim Morgengrauen, als das Licht mit heroischem Strahl durch die Fensterscheiben brach und ein üppiges Feuer das Prunkbett der Liebenden durchleuchtete, beugte sich der Herzog über die schlafenden Augen seiner Freundin. Annas große, rötlich schimmernde, ringgeschmückte Hand lag mit schlanken, zuckenden Fingern in pretiöser Anmut auf der blauen seidenen Decke des Bettes. Der Herzog sah diese Hand, und mit einemmal war sie ihm näher, ja inniger verwandt als das ernste, kühne und geistige Antlitz seiner Mutter.

Er umfaßte das Haupt seiner Geliebten.

„Anna!" rief er. „Meine Liebe, wach auf!"

Sie schlug die Augen auf, so leicht und ohne Mühe, als habe sie die Lider nur zum Schein geschlossen.

„Anna ... sage mir nur ein Wort ... Die vier daheim, sind es wirklich deine Schwestern?"

Sie lächelte. Sie strich mit der Spitze ihres Zeigefingers spielend an seiner Stirn entlang.

Sie sagte:

„Schlafe, mein Lieber, ... so schlafe doch. Es sind wirklich meine Schwestern."

Gerhart

Als Gerhart eines Abends mit den Kameraden durch die Wälder eilte, legte er wie vor sich selbst mit heftigen Worten und Gebärden Rechenschaft ab von dem Plan, der seine Seele in den letzten Wochen erfüllt hatte. Die Knaben schritten begeistert und erregt in einer langen Reihe gegen den Frühlingssturm an, der in ihrem Haar und ihren Krawatten wühlte. Mit entzücktem Schweigen wanderten sie, da der Sprecher geendigt hatte, an den Fichtenstämmen vorbei; ihre feuchten Lippen waren geöffnet wie bei Propheten, die ihre Häupter dem flüsternden Erzengel geneigt haben. Dann aber brachen wie Feuerstrahlen aus ihrem Munde die Fragen. Als sie endlich gesättigt von Gerharts Antworten stehen blieben, wandten sie sich trauernd über etwas Unbegreifliches dem See zu, der mit Gelassenheit die Schatten der Nacht zu sammeln begann.

Einem entschlossenen Krieger gleich löste sich Gerhart von der starren Kette, drückte mit erhobenen Schultern dem einen die Hand, umarmte lächelnd den andern und küßte dem Freund unter ihnen die Stirn. Mit einer scharfen Wendung schritt er, ohne der nachhallenden Grüße zu achten, schnell durch den Wald. Er hatte die Bewegungen eines leidenschaft-

lichen Fürsten, der sich zu einer Reise von staatsmännischer Bedeutung anschickt.

Die Zurückbleibenden warfen in ihren aufgeregten Gesprächen wie betört alle Steine und Äste, deren sie habhaft werden konnten, in den See.

Gerhart saß nach Mitternacht desselben Tages in einem Eisenbahnzuge und blickte aus dem trüben Gelaß zum Fenster hinaus. Er wollte mit seinem Abenteuer wachen, aber es gab keine Möglichkeit, in dem dunklen Getriebe dieser Nacht etwas anderes zu sehen als die inneren Bilder seiner Seele. Er war mitten in dieser Frühlingswoche von seinem Vater, seiner Schule, seiner Pflicht davongegangen, um einige Tage in einer fremden Stadt zu leben. Nichts war in seiner Heimat, das ihn gekränkt hätte als das allgemeine Dasein, nichts, das ihn verdrossen, als die Qual der gewohnten Dinge.

Er war einmal bei einem Schülerausflug vor Sonnenaufgang aus der Hütte der Schlafenden getreten, um sich im kühlen Morgen von seinem Träumen zu erquicken. Da sah er ein Mädchen durch blumige Gründe schreiten, die nackten Füße morgentaubeleuchtet, das schimmernde rote Haar wie von Strahlen bekränzt, mit Falten im wehenden Gewand. Die blökenden Rinder und dampfenden Pferde auf der Wiese begrüßten sie, und vom höheren Wald erklang zu ihrem Wandern aus glühender Lichtung der Gesang einer frühen Axt, unten im Tal durch feurigen Nebel das Röhren eines Hirsches. So köstlich wie dieses

Mädchen war der stürmische Schritt, der befreite Schrei, der Morgen ohne Pflicht, Gesänge und Dichtung aus blühendem Mund im unbegrenzten Winde. War es nicht gut, um ihretwillen Strafe zu leiden? —

Behutsam, daß er den schlafenden Mann auf der anderen Seite nicht wecke, trat Gerhart in den Korridor hinaus. Die Zerrissenheit des Lichtes und die Einsamkeit in dem nächtlichen Gang peinigten ihn. Er fühlte eine Begierde nach allen Dingen außerhalb dieser Fenster und er öffnete eines von ihnen.

O, es war das Gebirge! Wir sind alsbald auf seiner Höhe; Schnee vom sterbenden Winter ist um uns und eisige Luft. Die Maschine steigt keuchend die Pässe auf, ihre Räder knirschen in der Bremse, Feuer wühlt zornig in der nächtlichen Luft, und von Augenblick zu Augenblick gelingt der Aufstieg schwerer. Unten im Tal am brausenden, unsichtbaren Wasser erscheint ein Dorf, so nahe, daß nichts uns hindern könnte, diesem ohnmächtigen eisernen Zuge zu entweichen, mit wenigen Schritten die Böschung hinabzuklimmen und singend die Bergstraße zu durchwandern.

In dieser Nacht empfand Gerhart mit dem Führer an der Maschine und dessen Gehilfen als einziger das Glück, die Höhe des Gebirges erreicht zu haben und beim Morgengrauen mit sausender Schnelligkeit unter dem Gesang der gefesselten Räder und im Widerhall der Felsen talwärts zu gleiten, zu südlichen, leichter strömenden Flüssen.

Als ein purpurn- und schwarzbewölkter Morgen

sich auf die Hügel lagerte, gleich einem finsteren Gotte, der sich zu den Menschen gesellt, ward Gerhart von einer schluchzenden Müdigkeit übermannt. Er entsagte aller Pracht, die seine Augen überströmte, und zog sich in das dämmerige kalte Gelaß zurück. Dort schlief er bis tief in den Vormittag hinein.

Die folgenden Tage standen für Gerhart unter dem Siegeszeichen der Freiheit. Er durcheilte in seinem kurzen Jackett, seinen Kniehosen und Halbschuhen die Stadt und hielt zumeist, verwirrt vor lauter Glück und ganz entfernt von jeder Sorge um sein Abenteuer, die Mütze in der Hand.

O es galt, in diesen Tagen Liebenswürdigkeit zu beweisen! Man hatte davon in der Heimat zu wenig. Wenn er vor einer Dame zurücktreten mußte, einem Bedienten im Restaurant Aufträge zu erteilen hatte oder einem älteren Herrn bedeutete, daß er selber in dieser Stadt fremd sei und also — „wie ärgerlich!" — die gewünschte Straße nicht kenne, so tat Gerhart dies fiebernd vor Höflichkeit, mit einer Art von verrückter, lärmender Energie, die jeden lächeln machte.

Was seine Hände in diesen Tagen anfaßten, geriet ihnen verkehrt oder übertrieben, aber er genoß dies Verkehrte und Übertriebene mit ganzer Seele. Er vergeudete seine Zeit wie ein Prasser seinen Reichtum, er war niemals bei einem Vorhaben pünktlich zur Stelle, und er begann jeder Pflicht als eines Plunders zu entraten, aber er tat es unbekümmert

wie ein Prinz, dem das Geschick noch tausend solcher Stunden wie diese und die vorhergehenden schenken mußte. Er fuhr in einem Dampfschiff über einen Gebirgssee in der Nähe der Stadt, kerzengerade am Bug stehend und im Angesicht der entfernten Schneeberge tief und freudig atmend, er trank am Vormittag in einem leeren Café jubelnd und sich Gedichte vorsagend kalten Rotwein, er kaufte in Buchläden und Kunsthandlungen herrliche Gegenstände, die er in der Heimat unwillig als neue Pflichten von sich gestoßen hätte, er geriet in eine Gemäldegalerie und wärmte sich vor den Darstellungen der fürstlichen Frauen an Gluten der Maler, — ja, dieses Leben, zumal diese Vormittage schienen ihm eine leichte Sache. Welch ein Unrecht tat man ihm seit langen Jahren an! Man schickte ihn in eine Schule? War es wirklich nötig, die Pflicht zu erlernen? Wie, wenn man seine Jugend von der Pflicht unversehrt gelassen hätte? Seine Füße waren so jung, weshalb ließ man sie nicht laufen, wohin sie mochten? Sein Geist so durstig nach blühenden Dingen, warum ward ihm niemals Gewährung? Man hatte ihm seit langem einen Hund versprochen. Her mit dem Hund! Ach, die Schule hatte ihn gefressen, ach, was sie für einen guten Magen hatte! Er blieb begeistert stehen: jawohl, seine Schule hatte einen kleinen, schwarzen, hurtig hüpfenden Dackel aufgefressen, weil er ‚ablenkte'. Gerhart bog sich lachend in den Hüften.

Er hatte sich in der Stadt ein Zimmer gemietet. An den Abenden sank er todmüde von der Raserei,

die seine Füße mit ihm getrieben hatten, auf das Lager. Aber bald nach Mitternacht erwachte er und gedachte schlaftrunken seiner Freiheit. Befeuert von einem unbändigen geistigen Drang, auch dieser und jeder Nacht wachend ins Aug zu schauen, verließ er sein Bett und kleidete sich gähnend und frierend zu neuen Wanderungen an. In Unschuld schlich er dann durch die Straßen, ergötzte sich staunend an den Denkmälern der sterbenden Löwen, an stummen Gärten und Palästen und blickte mit einer leichten Erregung zu erhellten Fenstern hinauf. Ein aufleuchtender Gedanke, diese Nacht könne ihn zu einer Frau führen, verlosch in dem allgemeinen Gefühl der Freiheit. Was sollten ihm Abenteuer, dem die Nacht das größte war!

‚Wie geht das zu Ende?‘ fragte sich Gerhart einmal in der folgenden Zeit. ‚Ist es möglich, daß ich je zurückkehre?‘

Da trat in seine Seele ein unendlich süßes und zugleich beschämendes Erlebnis.

Als er eines Tages einen bewegten Platz inmitten der Stadt überquerte, glaubte er plötzlich diesen Augenblick schon einmal erfahren zu haben. Sein Geist verirrte sich in Felsenklüften der Einsamkeit und fühlte den Tod mit Flügeln des Adlers herannahen. Im Wahn des Sterbens flüsterte er bebend und zärtlich wie ein Kind: „Bitte — ja?“

Gleich danach sah er erwachend die Welt wie nie zuvor in einer eisigen Klarheit, in der alle Dinge erstarrt schienen und bewegungslos in ihrer Bewegung.

Er fragte sich: ‚Was ist mir geschehen? War das der Tod oder war es vor meiner Geburt?‘

Er schritt vorwärts, aber mit einem Male umfaßte seine Hand einen Laternenpfahl und er senkte verwirrt und bleich die Stirn: eine Frau war hier einst an ihm vorübergegangen; sie trug einen Sealskin, der ihr bis über die Kniee reichte, einen riesenhaften Hut und einen Muff aus demselben Pelz. Sie hatte ihm unbeschreiblich zugelächelt ...

‚Ich werde ihre schmalen Augen immer lieben und ihr dunkles Haar, das jetzt — wer kann es sagen? — schon weiß geworden ist.‘

Er stand vor der Oper und schickte sich an hineinzugehen. Da schüttelte er verwundert den Kopf: hatte er nicht in einer von den tausend Stunden seines Schulweges dies alles geträumt?

Es gab für die Vorstellung keinen Stehplatz mehr, und so mußte sich Gerhart zu einem Logensitz bequemen.

Bald lauschte er mit bescheiden und entzückt geneigter Stirn der Musik.

Ein Ritter wirbt mit Gesang um ein zartes Fräulein, ein Meister arbeitet in der Johannisnacht bei flackernder Lampe an den Schuhen des Stadtschreibers, Burschen prügeln sich auf der Gasse, ein Wächter bläst sein Horn ins Frühlingsdunkel, am Sonntagmorgen gibt es in der Werkstätte ein Quintett von solcher Frömmigkeit wie nichts mehr in der Welt, — nun, bei Gott, wenn das nicht schön war! Gerhart stand oben und klatschte rasend mit erhobenen eckigen Armen seinen Beifall. Man sah vom Parterre lächelnd zu ihm hinauf.

Ah, er rief nicht den Sängern, — fort, ihr Herren! — es war eine unsägliche Albernheit der Erwachsenen, immer von der Darstellung zu reden, niemals von der Sache. Er akklamierte dem, der diese Sache geschaffen hat. Mochte er tot sein, man klatschte an seinem Grabe, an seiner Urne! ...

„Ich bitte dich, Franz, sieh den Jungen!" erklang eine Stimme neben ihm. „Ist er nicht famos?"

Die Töne ... wie waren doch diese Töne, die auf den Gassen wie der Frühling wehten, in den Häusern und Stuben spukten und wieder zurückwehten auf die Gassen, um die Menschen mit süßer Torheit zu umschlingen ...

„Nein, aber ... man sollte ihn küssen, diesen Jungen ..."

Gerhart wandte sich jäh um, stürzte über eine Stufe zu Boden und lag auf den Knieen. Er faltete wortlos die Hände und starrte einer Dame ins Antlitz. Sie hatte einen langen Sealskin lose um die entblößten Schultern gelegt, ihre Augen waren schmal, ihr Haar — ach, es war dunkel wie eine nächtliche Wolke am Berg.

Gerhart stammelte bleich, in namenlosem Entzücken:

„O Fräulein!"

Ein Herr im Frack sah ihm drohend und angeekelt in die Augen.

Die Dame trat schnell auf Gerhart zu:

„Was tun Sie?"

Er tat nichts Geringeres, als ihre Beine mit den Armen zu umfangen und einen blauen duftenden Stoff zu küssen, der seinem Munde nachgab.

Der Herr im Frack riß ihn hoch.

„Sind Sie betrunken? Machen Sie sich fort, ja?"

Zu der Dame gewandt:

„Entschuldige, Edith, es ist unbegreiflich."

Gerhart stürzte zur Tür hinaus. Er hörte die Dame sagen:

„Du bist widerwärtig."

Gerhart eilte auf die Straße und bekam hier einen Lachkrampf. Er bog sich in den Hüften und hielt das Taschentuch vor den Mund, ja, er schrie ganz einfach vor Lachen und schenkte keinem der mißbilligenden Blicke Beachtung, die ihm Vorübergehende zuwarfen.

Er begegnete sodann einer jungen Dame, die einem strahlenden elektrischen Coupé zueilte. O, sie war eine Fürstin, blond und seiden, der Duft eines Kindes strömte von ihr aus, und in ihrem unvergleichlichen Haar waren Maiglöckchen; sie nannte daheim in einem oberen Stockwerk der Villa zwei charmante Zimmer ihr eigen, und diese Zimmer waren ausgezeichnet durch ganz kleine Fauteuils, durch Porzellantäßchen aus Sèvres und Nymphenburg, durch eine Bibliothek hinter hellblauem Glas und durch sanfte englische Bilder. Gerhart sah dieser jungen Dame mit einem unerhört frechen Blick in die Augen. Er höhnte bei sich: ‚Was könnte mich hindern, Prinzessin, auf der Straße vor dir niederzufallen und deine Kniee zu küssen?'

Im Weiterschreiten aber spürte er mit einem Mal eine Müdigkeit, die nichts mit dieser späten Stunde zu schaffen hatte. Er stand still, und horchend

neigte er, wie er es gerne tat, mit lächelndem Munde das Haupt, als spräche unter der Erde eine Stimme zu ihm. Ja, es tat jetzt einzig not, dieser Stadt zu entrinnen und ein Mann zu werden wie alle.

Einige Stunden darauf fuhr er in seine Heimat zurück. Er fühlte die letzte Nacht einer feurigen Jugend. Was später kommen mußte, waren Studentenstreiche, Frauen, Geldsorgen, Alter ...

Um Mitternacht im Gebirge träumte er von einer unbegreiflich milden und weiten Landschaft im Frühling und von dieser Frau, von ihrem Lächeln, ihrem Haar und ihren Knieen. Er richtete sich empor und lauschte aus dem geöffneten Fenster noch einmal in die Tiefe. Da schäumten und donnerten die jugendlichen Flüsse unter einem silbernen Sternenhimmel.

„Giannozzo II"

Ich stieg, es war im Jahre 1999, mit meinem herrlichen Luftschiff „Giannozzo II", das einem prunkenden Schwan glich, am frühen Vormittag von Monte Carlo aus in die Höh. Die freudigen Grüße der Gäste vom Kasino umbrausten zu Anfang mein Ohr, dann aber mit gedämpfterem Laut süße Himmelslüfte und blaue klingende Winde. Ein Segler zog unter dem bleichen Morgenmond als eine singende Harfe durch die Fluten des Mittelländischen Meeres; in der Bucht von Monaco lagen die großen Jachten vor Anker und ließen mit eitelen Blicken ihre Flaggen und Wimpeln im Wasser spiegeln. Schon beglückt durch reinere Lüfte, von Möwenflug heftig umflattert und in diamantenen ausgebreiteten Strahlen der Sonne sanft gewärmt, nahm ich das Fernrohr in die Hand und blickte noch einmal zurück. Auf dem Gelände vor dem Kasino gewahrte ich Gabriele, die mir winkte. Sie trug, ich wußte es schon tags zuvor, von Gold umgürtet ein kühles blaues seidenes Kleid, das bei jedem Schritt heller denn gewöhnlich rauschte, vormittäglich gleißend ihre Brust umhüllte und, ach, den jungen Hals jedwedem Blicke preisgab . . . Das schmerzte mich, und ich erhob mich zu stärkerem Flug, grüßte das

Rabennest Ezé, dahinter die Meeralpen und zog von dannen.

Beaulieu und Villa Franca, umschattet und umfriedet, rauschten wie halberfaßte Träume vorüber, von der Condamine erklang durch freie Lufträume ein beschwingtes Tönen der Trambahn, in der Ferne glänzte Korsika aus buntem Meer, und mit immer größerer Gewalt entrückte ich seiner glühenden Brandung.

Allmählich war mein Giannozzo so hoch gestiegen, daß ich den Pelz um meine Schultern werfen mußte und Höhenschläfrigkeit mit allen Träumen von Sonne, Wasser, Stern und blassem Mond mich überfiel. Bald war ich mitten über dem Meer, sah es, gelinde wogend und warme Ströme atmend, als eine unerreichbare Sehnsucht mir zu Füßen und hatte keine Hoffnung mehr auf nahe Küsten. Jetzt wurde ich erst deutlich inne, daß ich die Erde verlassen hatte, darauf meine Mutter mich geboren. Ich dämmerte ein, die Hand am leicht bewegten Steuer, und ließ mein weißes Schiff hinrauschen durch die Luft. So ging es wohl eine Stunde, und nur selten öffnete ich das Auge, um nichts zu erblicken als mich selbst und in der Tiefe eine Bläue, als plötzlich durch meine Träume Gedankenblitze zuckten von Gabriele, von ihrem Hals und ihren Händen ... Da langweilte mich die Nähe Gottes und der Gestirne, und einem Vogel gleich, der im Gewässer seine Beute erspäht, schoß ich hinab zu Menschen und Meereswärme und meiner alten Küste.

In flatterndem Hemd segelte ich nun nach

Marseille und hielt mich nicht höher als eines Schiffes Mast über dem Wasser. Ein leichter West umwehte mich, und mein „Giannozzo II" umkreiste in silbernen Luftbahnen den schönen Hafen, aus dem mir Matrosen, Turkos und Händler Grüße winkten und die braunen Frauen ihre Küsse in die Luft warfen. Just zog ein algerischer Dampfer mit unaufhörlich klagenden, langanhaltenden Pfiffen aus der strahlenden Bucht, sein schwarzer Rauch aber scheuchte mich wieder in die Höh. Von dort erblickte ich im Kriegshafen einen Panzer Frankreichs, schwellend und eisern und von Geschützen starrend. Ich ließ meinen Schwan einige Minuten darüber hinschweben und freute mich an seiner gelassenen, schweigsamen und verhaltenen Pracht, da plötzlich — — — — — — — — — — —

Ich wußte nicht, was mir geschah. Ein Knallen und Tönen hub an, ich stieß wie toll in die Luft hinauf, Eisen und Holz splitterten mir um die Gondel und ins Gesicht, Pulver zerbiß meine Wange, ich wurde wie blind in einem feurigen Nebel und hörte das Meer heftiger rauschen. Als ich von einer schnellen Ohnmacht erwachte, sah ich unter mir den Hafen wie zuvor; der Panzer war verschwunden, die bunten Frauen und Matrosen grüßten und winkten immer noch, und der algerische Lloyd war tiefer in das flüchtigbewegte Meer hineingefahren. Meinen Giannozzo unversehrt findend und auch mich wenig beschädigt, trieb ich geschwind hinab und forderte durch mein Sprachrohr Rechenschaft von Marseille über den Zauber, der mir begegnet war. Ich sah, wie man sich kopfschüttelnd beriet und einander

mancherlei fragte, bis alle wie freundliche Neger mit vielen weißen Zähnen lachten und mich anriefen, ob ich etwa auf die Explosion des Panzers anspiele? Was das beträfe, so solle ich nur ohne Furcht bleiben; dergleichen geschehe hier täglich, auch seien keine Menschen an Bord gewesen, und fortan habe man dergleichen erst recht nicht mehr zu besorgen, denn eben sei das letzte Kriegsschiff Frankreichs in die Luft geflogen.

Da stellte ich, von Entsetzen gepackt, meine letzte Geschwindigkeit ein, flog pfeifend wie ein Pfeil über die Cannebière und später die Rhone entlang, scheuchte aus beglänzten jahrtausendalten Wäldern Frankreichs Raben in die Höhe und umbräute die harten Burgen wie eine schattende Gewitterwolke. Bauern, in blauen Jacken und roten Zipfelmützen, wie aus Kinderbüchern in die Welt gestellt, ließen vom Pfluge ab und deuteten mit leidenschaftlichen Gebärden und bleich vor Grauen auf mein rasendes Schiff, Frauen sanken auf die Kniee und beteten zu meinem wilden Schwan als zu einem Vogel ihrer Heiligen.

Schnell bog ich nach Osten ab und stieß jetzt in ein brauendes Gewölk über den Bergen. Ein Gewitter brach krachend in die Natur, Wolkenklüfte öffneten sich, darunter gleißend grüne Täler mit Dörfern an zornigen Bächen, und entfesselte Fluten stürmten mit berstenden Kastanien und rotem Sandgeröll donnernd im Widerhall der Felsen zu Tal. Mich schüttelnd vor Nässe, schoß ich aus dem Gebirg und schwebte um Mittag in ruhigem Vogelfluge über dem Genfer See, nun wieder Himmels-

blau um mich und Winde, die mich trockneten und wärmten.

Über der Stadt Genf hielt ich an, kochte mir, keines spöttischen Zurufes von unten achtend, einige Möweneier und trank meinen Whisky im gebirgskalten Wasser. Dann brach ich auf, nach Deutschland und dem Rhein, wo mir das seltsamste Abenteuer begegnete.

Sanfte Hügel, klingende Weinberge, friedliche Träume vor dem halbgeöffneten Auge und im Mund frohe Gesänge über dies alles, so zog ich auf meinem schönen Schwan Giannozzo, ein anderer Lohengrin, durch den kühlen Nachmittag über den Rhein, den Rhein ... Zuweilen verdunkelten mich Wolkenschiffe, die Flößer unten legten ihre Stangen an die Schultern und schauten wie fröhliche Landsknechte in die Höh, — mir war so wohl und süß-schläfrig zumute, ich streckte die Beine aus, ließ die Sonne, wenn sie wollte, auf meinen Schädel brennen, und meine Hand, über der Gondel hängend, goß eine Flasche vom Wein seiner Ufer in den singenden, singenden Strom. Mein Arm verließ das Steuer ... Ich schlief ein ...

Da erwachte ich mit wildem Herzschlag. Heftige Böllerschüsse dampften in die Luft, tausendfach rief man aus der Tiefe, wie im untersten Kreis der Hölle dazu verdammt, Hurras und Lebehochs, schwenkte in einer Staubwolke Tücher und Fahnen und sang ein Mal um das andere: „Deutschland, Deutschland über alles."

Verstört und sehr erbittert über das zuchtlose Lärmen schaute ich aus. Längst hatte ich den Rhein

verlassen, und schon sandte die Sonne ihre Strahlen schräger und kühler auf die Welt. Da stand unter mir im Freudenrausch eine Stadt, mit erstem Laub und farbigem Tuch geschmückt; Buben hockten wie grinsende Narren auf Dachrinnen, Fenstern und Laternen, schossen Knallkorken und Raketen in die Luft; Mädchen schwenkten nach Kräften, was sich ihnen bot. In den Straßen, welche allenthalb von wirbelndem Zeitungspapier bedeckt waren, hatte das Volk die Wagen und Trambahnen erklettert und jubilierte von dort aus in den Himmel. Vor dem Tore auf der Schützenwiese aber hielt der Bürgermeister, von goldenen Ketten umwürgt, mit den Vätern, Großvätern und Urgroßvätern der Stadt, sprach zu mir in den Äther herauf, verneigte sich oft auf das ehrerbietigste, hob die Rechte mit einem Pokal in die Luft und trocknete sich leidenschaftlich die Stirn; weiter draußen im Feld, am Waldesrand, stand ein Eisenbahnzug still und äugte wie ein Reh ...

Ich wußte kaum, wie mir geschah, war aber doch sehr gerührt über so viel der Liebe, und wollte nun hinabstoßen, um mit einer Rede zu antworten und Gedenkblättchen unter die Menge zu verteilen, als ich noch rechtzeitig ein finsteres, übelwollendes Räuschen in der Luft vernahm und mit einemmal ein Schatten über meinen Giannozzo dahinfuhr. Ich blickte auf ... und nun ward auch ich ein Narr vor Freude. Mit zitternder Hand holte ich die deutsche Flagge aus dem Kasten, hieb sie am Seil pfeifend hinauf, umfaßte ein Gondeltau, schwenkte meine Mütze und rief Hurra oder stimmte singend mit ein in das

Gebraus von unten. Es war ja unser Reichsluftkreuzer, welcher als ein schönes, schmales und strahlendes Ungetüm mir zu Häupten kreiste. Kaum war ich ruhiger geworden, so beschloß ich eine großartige Ovation vaterländischer und neidloser Gesinnung. Ich stieg schräg in die Luftbahn des Kreuzers auf, hielt etwa hundert Meter vor ihm an, machte hier Front, senkte den Bug zum Gruß und ließ meinen Phonographen „Deutschland, Deutschland über alles" spielen.

Jedwedem Fingerdruck des Steuermanns so folgend wie ein Wind dem Hauche Gottes, von Jubel wie getragen und dennoch seine Silberfähre ziehend in unberührter Ferne, ja gleichsam kühl lächelnd wie eine schöne Frau über die Huldigung der Menge, — so rauschte das königliche Fahrzeug in seiner gelassenen, schweigsamen und verhaltenen Pracht mit prunkenden Standarten auf mich zu.

Ergriffen stand ich, senkte die Lider und war dem Schluchzen nicht fern. Da — — — Allmächtiger Gott, was war das? Ein Grauen erfaßte mich, machte mir das Herz gefrieren und die Wange bleich, sträubte mir das Haar ... So ist dem einsamen Seefahrer im Ozean zu Sinn, wenn im grünen Abend das Geisterschiff an ihm vorübersegelt. Allmächtiger Gott! Der Reichsluftkreuzer war leer! Kein Mann am Steuer, keiner an den Maschinen, nirgend Soldat noch Offizier ...

Die stolze Unbekümmertheit des Lüfteseglers um ihren Beifall riß die Stadt zu den letzten Kundgebungen empor, ließ sie fast sterben vor Bewunderung.

Man schoß einander Pulver ins Gesicht, warf Flaschen und Scherben in die Höh und nach meinem Giannozzo, welchen man als ein Depeschenboot des Kreuzers ansah, und raste am Herzen der Gattin oder des Freundes in aeronautischen Dithyramben. Der Bürgermeister, erschöpft vom Reden, Trinken und Verneigen und halbtot von der Last seiner Halsbänder, blickte wie ein Hund mit hängender Geiferzunge und glasigen Augen dem entschwindenden, vom Abendrot durchglühten Kreuzer nach.

Ich aber zog die Flagge zornig ein und hüpfte in harten, wogenden Stoßwellen davon, in den Norden und in die Nacht.

Gehässig und böse mit aller Welt schlüpfte ich zu später Stunde am Fuß des Brockens in einen Garten, wollte auch ärgerlich nicht niedersteigen, sondern hielt mich in der Luft zwischen den Ästen eines Kirschbaums gefangen, vom Mond und allen Blüten, von goldgrünen Sternen und dem Geschwätz der Ilse sehr gereizt. Ohne mein Abendbrot zu essen, zog ich den Mantel hoch und legte mich aufs Ohr. Oft mußte ich die lästigen Mücken von der Nase streichen, auch Liebespaare unter dem Baum mit Gebrumm und Poltergeistern davonscheuchen, schlief aber endlich doch lächelnd und ohne Hader in eine neue Traumwelt und junge Frühlingsmorgenluft hinüber.

Das Idiotenvieh

Ich erlaube mir hierdurch ganz ergebenst, die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf ein literarisches Werk zu lenken, welches im kommenden Frühjahr publiziert werden wird und das Interesse weitester Kreise erregen dürfte. Es handelt sich um den großen europäischen Gesellschaftsroman „Das Idiotenvieh", dessen Verfasser zurzeit in der Landesirrenanstalt zu Elend im Kreise Großgoschen untergebracht ist.

Das subtile Gewissen eines Herausgebers verpflichtet mich zu der hier auf das bescheidenste vorgetragenen Meinungsäußerung, dahinzielend, daß der Roman des obenerwähnten Autors wohl den mißlungensten des deutschen Büchermarktes zugerechnet werden darf. Von der ersten Seite an erkannte ich sehr wohl die anspruchsvollen und zuchtlosen Manieren des Verfassers, seine Prahlereien mit einem Weltgefühle, das alle Dinge zu umfassen vorgibt, und seine Neigung zu unschicklicher und gefährlicher Psychologie. Dieses Buch ist ebensowenig wie der Verfasser „wert, von der Sonne beschienen zu sein" — ein etwas gebräuchlicher, aber immerhin deutlicher Ausdruck, dessen sich Herr Saffonow in Hinsicht auf seine Arbeit und seine Existenz mit der ihm eigenen eitlen Selbstzerknirschung oftmals zu bedienen pflegte.

Wenn ich es trotzdem unternehme, den obenerwähnten Roman dem lesenden Publikum darzubieten, so geschieht es lediglich im Hinblick darauf, daß hier ein bedeutender Literaturerfolg unmöglich ausbleiben wird. Man wird nicht umhin können, dieses Buch zu beachten; ihm wird der Vorzug vieler Auflagen zuteil werden, seine Kritiker werden in zierlichen Wendungen das tragische Schicksal des Autors zu beklagen haben, und der Verleger darf mit Glück darauf hinweisen, daß Herr Saffonow sich dank einer schnell fortschreitenden Paralyse in der Landesanstalt zu Elend aufhalte und dort den Inkonvenienzen unterworfen sei, die notwendigerweise mit derartigen Instituten verbunden sind. Es erscheint sodann als wahrscheinlich, daß man des Sonntags im Sommer mit bestaubten Schuhen zur Anstalt ziehen, dort vor den Mauern mit Angst und Neugierde verweilen und den aufsichthabenden Arzt bitten werde, Herrn Michael Georg Saffonow, zu zeigen, den Verfasser des Romans „Das Idiotenvieh". Wie mühelos könnte es dann vonstatten gehen, daß man Herrn Saffonow von den Erträgnissen seines Buches (20 Prozent vom Ladenpreis)*) kandierte Früchte und russische Zigaretten, zwei Dinge, die er über alles liebte, in reichstem Maße zukommen ließ, dazu feines Bettleinen, seidene Unterhosen und seidene Strümpfe; womöglich würde sich das Unternehmen derart fruktifizieren, daß man Herrn Saffonow in der Privatheilanstalt eines mir befreundeten Arztes, der alles zum halben Preis zu arrangieren versprach, ein Jahr

*) Mit gütiger Erlaubnis des Verlegers.

lang unterbringen könnte. Die Mittel zu einem Jahre würden genügen, denn, wie eben dieser Arzt versichert, wird Herr Saffonow im kommenden Frühjahr auf das allerbestimmteste tot sein.

Was mich betrifft, so war mir Herr Saffonow zu jeder Zeit unsympathisch. Für mich ist die ganze Angelegenheit eine literarische Spekulation, von der ich mir einigen Nutzen für die Verbreitung meines Namens verspreche.

Ich betrat eines Abends in Gesellschaft mehrerer junger Herren eine münchener Vorstadtschenke. Es muß erwähnt werden, daß das Folgende sich ereignete zur Zeit jener entsetzlichen, täglich sich wiederholenden Vergnügungen, die man Karneval zu nennen beliebt, daß die Herren also von zwei bis drei Ballfesten kamen, im Frack waren, an den Füßen Tanzschuhe mit goldgelben Spangen trugen und ihre Knopflöcher mit Orchideen geschmückt hatten.

Herr Graf zu Bärensprung, der seiner Art gemäß während des ganzen Abends Porter und Sekt und darauf reinen Whisky zu sich genommen hatte, war in einem Zustande, in dem zu befürchten war, er werde mit dem Revolver hantieren. Er erhob sich in der Tat sehr bald von seinem Sitz und begann einen überaus proletarisch gekleideten Mann zu hänseln, der in einer Ecke saß, an den abgebissenen Fingernägeln kaute und mit einem Ausdruck in den Augen vor sich hin starrte, der sie in der Mitte wie gebrochen erscheinen ließ.

Um es nur gleich zu sagen, dieser Mann war Herr Michael Georg Saffonow, der Verfasser des Romans „Das Idiotenvieh".

Herr Saffonow erduldete eine Zeitlang des Herrn Graf zu Bärensprung Unschicklichkeiten, stand aber plötzlich auf, war riesengroß, flüsterte mit blassen Lippen unverständliche Dinge in die Luft hinein, wobei er, wie ich beobachten konnte, seine Augenlider mit großer Mühe zwar, aber doch schnell auf und ab bewegte und sagte endlich:

„Herr, — lassen Sie das!"

Dieses „Herr", im Deutschen ungebräuchlich und seiner komischen Wirkung immer gewiß, reizte die anwesende Gesellschaft zu stürmischem Gelächter, dessen Roheit sie jedoch gleichzeitig versöhnlich stimmte.

Graf zu Bärensprung wurde besänftigt und Herr Saffonow aufgefordert, sich am Tische niederzulassen.

Er ging auf die Herren zu mit einem Schritt, dessen sich die Schauspieler zu bedienen pflegen, wenn sie das abscheuliche „Nachtasyl" des Herrn Maxim Gorki darzustellen haben, und sagte:

„Michael Georg Saffonow, Schriftsteller."

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß diese Worte wiederum eine unbändige Heiterkeit zur Folge hatten.

Danach aber empfanden wir aufrichtige Scham und erwiesen Herrn Saffonow alle Ehren. Wir waren höflich, ja, so sonderbar dies auch anmuten mag, durchaus liebenswürdig, schwatzten viel mit ihm, nannten ihn ohne absichtliche Betonung „Herr Doktor" und tranken ihm zu.

Bei diesem Zutrinken geschah es, daß ich, der an derartigen romantischen Begebenheiten wenig Gefallen findet und dem es überhaupt sehr peinlich ist, diese und alle folgenden Szenen beschreiben zu müssen, beim Anblick des Schriftstellers in einige Bewegung geriet. Es war nichts als eine kleine, von allen anderen unbemerkte Geste seiner Hand, die mich mit einer Art von Grauen erfüllte und meinen Blick weitete. Diese eine, leider nicht wiederzugebende Biegung seines Handgelenks und die Stellung seines Daumens beim Erfassen des dünnen Bierglases, — dieses unbedeutende Geschehnis, das im Augenblick so gänzlich verloren war, gleichsam wie eine Welle verloren ist und sich auflöst in der Flut von Milliarden folgender Wellen, — zwang meinen Geist zu einer überaus gegenständlichen und hellseherischen Vision. Von diesen zwei oder drei Bewegungen lief eine Kette kausaler Zusammenhänge in die Vergangenheit hinein und endigte in etwas Rührendem, nämlich in der Vorstellung von einer guten Kinderstube, von einem Zimmer, wo eine sorgsame, reiche und schöne Mutter die Erziehung des Herrn Saffonow leitete und mit ihr vielleicht eine alte Kinderfrau oder eine Gouvernante, die das beste Französisch von der Welt sprach, wo es stets nach reiner Wäsche, nach dem Lack von zerbrochenen Holzpferdchen und anderen Spielsachen roch.

Was mir dieses aus Rührung und Grauen gemischte Gefühl abtrotzte, war keineswegs die Erkenntnis, daß Herr Saffonow eine Vergangenheit gehabt haben mußte, die ihm völlig andere Umstände

geboten hatte, wie es die Gegenwart tat. Das wenig distinguierte Kapitel von den verkommenen Baronen findet er einigermaßen unphilosophisch und nebensächlich. Jedes Lehrbuch der Gesellschaftskunde doziert uns den Umstand, daß von hochstehenden Kasten ein gewisser Prozentsatz unterzugehen pflegt. Findet man etwas dergestalt als Gesetz ausgedrückt, so ist es unfähig — nicht wahr? — im Leben sonderlich zu ägrieren. Mich packte und überwältigte allein der Gedanke, daß ein Reiz die Netzhaut meines Auges traf, und schon beschwor die stets getreue, arbeitende Vernunft den ungeheuren Weltgeist und verpflichtete ihn im Augenblicke zum Fron.

An diesem Abend muß in dem Gehirn des Herrn Saffonow der Gedanke entstanden sein, sich meiner unbeträchtlichen Person mit der ganzen animalischen Energie eines Irrsinnigen zu attachieren.

Am nächsten Morgen nämlich wurde mir nach einer vorausgegangenen und, wie es schien, einigermaßen lebhaften Unterhaltung mit dem Diener der Besuch eines „Kerls" gemeldet, den man auf keine Art zurückweisen könne. Der „Kerl" trat gleich darauf in das Ankleidezimmer. Ich war gerade im Begriff, mir das Oberhemd über den Kopf zu ziehen. Als ich oben hervortauchte, erschrak ich, denn Herr Michael Georg Saffonow, der Verfasser des Romans „Das Idiotenvieh", stand mit einem Mal vor mir.

Der Künstler war an diesem Tage einigermaßen nüchtern, hatte sich sauber gekleidet und benahm sich weltgewandt. Er ergriff nämlich eine Zigarette, zündete sie sich an, ließ sich in einem Klubsessel nie-

der, wobei er auf durchaus anmutige Art die Beine kreuzte, und redete.

Er begann, bevor der unterzeichnete Herausgeber Gelegenheit gehabt hätte, auch nur das kleinste Wort zu sprechen, damit, sich und seine ‚Kühnheit‘ zu analysieren, daß er ihn, den er einen ‚Prinzen‘, ‚den Sohn erlauchter Götter‘, ‚den blauäugigen Griechen‘ nannte, gewagt habe zu besuchen. Im Anschluß an diese eingehende Analyse verweilte er einige Augenblicke bei einem Gedicht des Herrn von Hoffmannsthal, dessen Anfang ungefähr so lautete: ‚Manche freilich müssen drunten sterben, Wo die schweren Ruder der Schiffe streifen, Andre wohnen bei dem Steuer droben, Kennen Vogelflug und die Länder der Sterne‘; kam danach, als er eine Zeitung neben dem Frühstückstisch bemerkte, auf die Presse zu sprechen, geriet in eine maßlose und in der Tat höchst lächerliche Wut, berichtete einige fesselnde Anekdoten über den türkischen Korrespondenten der ihm vorliegenden Tageszeitung und verbreitete sich dann des längeren über die Vorgänge des 4. Juni 1876 im Tschernagalpalast zu Stambul. Ich, der ich nur notdürftig mit einem Hemde, mit Unterhosen und Strümpfen bekleidet war, wähnte zu träumen. Mir war, als sei ich am Ufer eines Riesenstromes, der rastlos und ohne Hoffnung, je zu enden, an mir vorüberfloß. Allmählich aber glaubte ich den Umständen gemäß eine mehr ironische Haltung annehmen zu müssen, und während ich mich auf das sorgfältigste ankleidete, wartete ich nicht ohne eine Art von Hohn auf den Augenblick, wo ich an die Reihe käme zu sprechen.

Aber Herr Saffonow, der Verfasser des Romans „Das Idiotenvieh", war beschäftigt und beliebte das Gespräch auf die Person des Fürsten Bismarck zu bringen. Nachdem er die heftigsten Thesen und Antithesen über die dem deutschen Kaiser ergebene und die ihm feindliche Presse aufgestellt hatte, wobei er die letztere auf jede Weise mißhandelte, nahm er nichtsdestoweniger das über dem Schreibtisch hängende Bismarckbild vom Nagel, ein Porträt des berühmten Malers Franz von Lenbach aus dem Jahre 1881, überflutete das Glas mit Küssen und redete in offenkundiger Raserei vom Fürsten Bismarck, von des Fürsten Briefen an die Gemahlin, von der Nikolsburger Tragödie, von seinen hin und wieder auftretenden Weinkrämpfen, und in diesem Augenblick begann Herr Saffonow selbst zu weinen, und zwar so zu weinen, wie dies ein Hund zu tun pflegt, — eine Tatsache, welche die unter dem Sofa liegende Bulldogge heftig erbitterte. Der Künstler trocknete sich aber bald darauf die Tränen mit dem Ärmel, sah mich noch nassen Auges und treuherzig von unten an und fragte:

„Was sagen Sie dazu?"

Ich glaubte wenig sagen zu müssen und bat bald darauf den Schriftsteller, das Zimmer zu verlassen, was dieser ohne Kränkung hinnahm.

Am nächsten Tage ward der Besuch des Herrn sogleich abgewiesen, am dritten aber fand ich ihn abends in einer bekannten münchner Künstlerkneipe.

Ich ging ohne Gruß an seinem Tisch vorbei, setzte mich zu einem Bekannten, mit welchem ich Bur-

gunder trank, und unterhielt mich wohl zwei Stunden lang auf das allerbeste. Die ausgezeichnete Stimmung mußte jedoch leider durch folgenden Tatbestand eine Unterbrechung erleiden: Herr Saffonow gab aus irgendeinem auch später nicht klargestellten Grunde einem hochgewachsenen Korpsstudenten eine Ohrfeige von solcher Wucht, daß der betreffende Herr zum allgemeinen Bedauern das Unglück hatte, ohnmächtig mit zerbrochenem Unterkiefer hinzustürzen. Danach begann der Autor des oft erwähnten Romanes ohne ersichtlichen Grund zu schreien, mit offenem Munde und — wenn der Ausdruck bei einem Schrei gestattet ist — völlig undifferenziert. Ich neige zu der Ansicht, daß die Helden des seit Jahrhunderten von allen Kulturvölkern verehrten Dichters Homer auf ähnliche Art geschrieen haben mögen. Nachdem dies eine Weile gedauert hatte, stieß Herr Saffonow mit großen flachen Händen einige emsig auf ihn Eindringende zurück, warf einen Tisch um, ergriff eine dahintersitzende junge Dame, deren Gesicht und Gestalt ich keine Gelegenheit hatte näher zu betrachten, und trug sie auf den Armen aus dem Lokal. Man eilte dem Paare in höchster Bestürzung nach und sah, wie Herr Saffonow, der Verfasser des „Idiotenviehs" die junge Dame unter einen Arm nahm, den Verschlag einer Droschke mit der freien Hand öffnete, die junge Dame in das Coupé hineinwarf und gleich hernach den Kutscher davonfahren hieß.

Es muß immerhin einiges Befremden erregen, daß der Künstler genügend Mittel hatte, um eine Droschke zu bezahlen.

Am folgenden Tage hatte ich wiederum Gelegenheit, Herrn Saffonow bei mir zu sehen. Der unzweifelhaft begabte, aber ja leider völlig verkommene Schriftsteller erzählte mir mit Lachen und dabei wie ein Vogel blinkend, er habe die gestrige Szene nur vollführt, um meine Aufmerksamkeit zu erringen, da er über meine Teilnahmslosigkeit an seinem persönlichen Wohlergehen empört gewesen sei. Darauf wurde Herr Saffonow, wie billig, aufgefordert, sich zu entfernen. Der Schriftsteller wurde nun verwirrt, redete sehr sonderbare Dinge und zitierte unter anderem aus „König Johann" und aus „Maß für Maß". Der unterzeichnete Herausgeber war wütend, saß aber im übrigen mit leerem Kopf in einem Sessel und betrachtete seine Stiefel. Herr Saffonow berichtete währenddessen, er schreibe einen Roman, — allerdings nur des Geldes wegen, da er sich seiner Abstammung und Neigung gemäß am ehesten zum Offizier geeignet hätte. Seine Arbeit sei völlig wertlos, sie zeige einen frech zur Schau getragenen, absichtlich nachlässigen Stil und sei voll von zuchtlos sich kreuzenden und übereinander fortlaufenden Gedankengängen. Er verehre alles Gesammelte, Zuchtvolle, den ‚ewigen Gesetzen Gehorsame', und er erwähnte ‚Madame Bovary', den Roman eines verstorbenen Herrn Flaubert, Goethe, Bismarck und die noch unter uns weilenden Herren Stefan George und Thomas Mann.

Darauf gefiel es Herrn Saffonow, sich in den absonderlichsten Zoten zu ergehen.

Der verehrte Leser wird zugeben müssen, — der

eine mit Vergnügen, der andere mit Bedauern —, daß bloß die menschlichen Liebesgewohnheiten in gewissem Sinne eng begrenzt sind. Aber hier bei Herrn Michael Georg Saffonow, trat, wie mich dünkt, eine ganz neue, elementare Gewalt der Unanständigkeit in die Erscheinung, welche jedermann, — gleichgültig, wie er seinen sittlichen Anschauungen gemäß zu derartigen Dingen steht, — in das höchste Erstaunen versetzt hätte. Übrigens roch der Verfasser des „Idiotenviehs" an diesem Tage nach Äther. Er hatte jeden Nachmittag, wie er zu berichten wußte, Ätherräusche. Er beschrieb sie dem Herausgeber, dem etwas Derartiges neu war, auf das deutlichste, und dieser erkannte, aus welchen Quellen der brausende Strom seiner Unanständigkeit erwuchs.

Herr Saffonow wurde endlich sehr energisch aufgefordert zu gehen und nicht wieder zu kommen. Kaum waren diese Worte gesprochen worden, als man bemerken konnte, daß sein Gehirn mit ungeheurer Anstrengung arbeitete. Er wollte, es war offenkundig, mit etwas Neuem, etwas Niegehörtem und Niegedachtem fesseln, er tat eine übermenschliche Anstrengung seiner Geistigkeit, und mit einem Male war er in der Tat einem Riesen oder einem Berge vergleichbar, uralt, starr und gewaltig. Er begann von Shakespeare zu predigen. Ich muß gestehen, nie etwas Ähnliches gehört zu haben. Herr Michael Georg Saffonow predigte mit einer priesterlichen Zunge, wie sie gewiß kein Heiliger je gehabt hat. Was er sagte, war durchaus hinreißend. Ich habe leider das meiste davon vergessen, entsinne mich aber, daß der Verfasser des „Idiotenviehs"

Shakespeare des öfteren seinen herrlichen Bruder nannte, — eine Ausdrucksweise, die natürlich in Hinsicht der Person des Redners abgeschmackt wirken mußte. Ich entsinne mich ferner, daß Herr Saffonow mit den ungeheuerlichsten Wortlawinen den berühmten Dichter überschüttete und zu ersticken versuchte, daß er seine ruchlose Unkeuschheit verhöhnte, einem Volke von Matrosen und Krämern das riesenhafte Puppenspiel seines Geistes vorgeführt zu haben, und seine Feigheit verachtete, weil der Dichter es nur in der Komödie, nicht aber im Leben gewagt habe, seinen Herren, dem Pöbel, ins Gesicht zu schlagen. Seine gerechte Strafe, so führte Herr Saffonow aus, sei die Strafe aller Männer gewesen, die es nicht verstanden hätten, ‚bei dem Steuer droben' zu wohnen, wo der leichte Flug der Vögel und der gefällige Gang der Sterne sie ergötze: der Wahnsinn. Wie man sieht, so besaß Herr Saffonow die Kraft furchterregender Blasphemie und zugleich die der hingebendsten Ehrfurcht; er baute dem Dichter in einer Minute einen Felsentempel und riß ihn nieder.

Nach dieser großartigen Verwirrung seines Geistes sank der gewiß bald beliebt werdende Schriftsteller wie ein Krüppel zusammen. Der Unterzeichnete schämt sich nicht zu gestehen, daß er gerührt war, den Künstler umarmte und ihm alles erreichbare Geld gab. Herr Saffonow küßte ihn darauf, weinte und ging davon.

Am nächsten Tage reiste ich an die Riviera und kam nach vierzehn Tagen wieder heim. In dieser Zeit muß Herr Saffonow seinen Roman beendigt

haben. Er wurde am Morgen des 21. Februars auf einer Bank in der Nähe der Isaranlagen vorgefunden. Es erwies sich, daß er irre war. Er wurde in der Landesirrenanstalt zu Elend untergebracht.

Dort besuchte ich ihn nach einigen Monaten. Er trug die Anstaltskleidung, einen leinenen Rock mit weißen und blauen Streifen und eine weite Hose von derselben Farbe. Dem Verfasser des „Idiotenviehs" gefiel es, unausgesetzt mit seinem Zeigefinger an der Nasenwand entlang zu scheuern, welche daher wund war. Er wandte dem Eintretenden den Rücken, sprach mit flüsternden Lippen in den Spiegel wie in ein Telephon hinein und verbeugte sich mehrmals vor seinem eigenen Bilde. Sein Kopf war, wie das bei der obenerwähnten Krankheit einzutreten pflegt, überaus klein geworden, sein Schädel schmal, die Haut gelb.

Als er den Anwesenden endlich im Spiegel bemerkte, drehte er sich langsam um, sah ihn mit blinkenden Augen verständnislos an, schrie dann mit einem Male auf, wie es die Neger tun, wenn sie ihre Herren wiedersehen, öffnete die Lider weit und hatte klare Augen; eine Sekunde lang glitt ein lächelndes Schluchzen über sein Antlitz, ein Schluchzen, das man manchmal Gelegenheit hat, bei Kindern zu beobachten. Er tat darauf eine weltmännische Handbewegung, die den Besuchenden zum Sitzen einladen sollte. Ich ließ mich auf einer Bank an der kahlen, gelbgetünchten Wand nieder. Der Künstler lachte sein glückliches Negerlachen, flüsterte etwas und lief mit schlürfenden Schritten an den in die Mauer

eingelassenen Schrank. Als er zurückkehrte, hatte er ein Buch in der Hand. Er blätterte darin heftig und aufgeregt, stieß einen kleinen Schrei aus, legte das aufgeschlagene Buch auf meine Kniee, und während er mit dem abgebissenen Finger jeder einzelnen Zeile wie ein Schulkind folgte, lallte er in offenkundigem Triumph:

„Da öffnete sich die Korridortür, und von der Dämmerung umgeben, stand vor den beiden, in einem faltig hinabwallenden Hauskleid aus schneeweißem Pikee, eine aufrechte Gestalt. Das schwere, dunkelrote Haar umrahmte das weiße Gesicht, und in den Winkeln der nahe beieinanderliegenden braunen Augen lagerten bläuliche Schatten.

Es war Gerda, die Mutter zukünftiger Buddenbrooks."

Ich mußte aufstehen und an das Fenster treten. Es stand mir sehr deutlich vor der Seele, daß Herr Saffonow auch jetzt noch die Atmosphäre dieser zusammengepreßten Worte empfand, den Geruch in einem reichen bürgerlichen Hause, die Kinderstube mit dem Duft von reiner Wäsche und Milchsuppe und nicht zuletzt die überlegen und keusch dargetane Absonderlichkeit, daß in einer Umgebung solcher Art die Mutter in ihrem Leibe die Hoffnungslosigkeit und den Untergang ihres Geschlechtes barg.

Ich verweilte noch eine Stunde bei dem unglücklichen Künstler, der jedoch ungenießbar war. Darauf ward ihm Adieu gesagt, was er ohne Anteil hinnahm. Herr Saffonow begann wieder seine Albernheiten vor dem Spiegel.

Der Arzt übergab mir lächelnd das Manuskript des Romans.

In einem der letzten Kapitel sind von mir einige Sätze willkürlich gestrichen worden. Man kann es dem Unterzeichneten, nachdem Herr Saffonow ihm mehrfach, wie hier dargetan, Ärgernis bereitet, er ihn dagegen in jeder Weise unterstützt hat, nicht verdenken, wenn er nicht willens ist, sich vor der Öffentlichkeit bloßzustellen. Es ist von ihm in besagtem Kapitel als von einem jungen Fant die Rede, der nicht ernsthafter zu nehmen sei als Christoph Bleichwang oder Junker Tobby. Es sei einer der vielen blutigen Witze in seinem, des Herrn Saffonows Schicksal, daß zu Ende seines Daseins — er spürte die kommende bedauerliche Krankheit, wie sich der Leser aus der Lektüre seines Buches überzeugen wird — seine Zuneigung einem nichtswürdigen und eitlen Narren gehöre. Es muß jedoch erwähnt werden, um Herrn Saffonows Andenken nicht völlig als das eines Undankbaren hinzustellen, daß er im Schlußkapitel von mir mit der ihm eigenen exzentrischen Begeisterung spricht. Unter den tausendfachen Absonderlichkeiten des Romans schien mir in erster Reihe die Tatsache bemerkenswert und verbesserungswürdig, daß jedes Kapitel des Buches mit den Worten endigt: „Hochachtungsvoll und ergebenst Michael G. Saffonow." Ich habe natürlich keinen Anstand genommen, bei der Publikation diese gänzlich sinnlosen Worte jedesmal zu streichen.

Am Morgen nach der Liebesnacht

Das Fenster ist geöffnet. Draußen breitet sich ein glorreicher Sternenhimmel wie eine siegreiche Fahne über der Stadt München. Der Duft des Englischen Gartens dringt in das Zimmer. In der Ferne rauscht unter den hölzernen Brücken der milchweiße Strom. Einige Enten fliegen schreiend an den Sternen vorüber und fallen im Park ein.

Wolfgang sitzt halbangekleidet an seinem Schreibtisch. Eine ungeheuere Erregung hat sich seines Herzens bemächtigt: ein Mädchen ist in seinem Zimmer, es steht hinter seinem Rücken und betrachtet die Bilder an der Wand. Er wird zum ersten Mal noch diese Stunde der Liebe teilhaftig sein.

Er zwingt seinen Geist zur Ruhe.

Er schreibt:

„Liebe süße Schwester Hertha!

Hab vielen Dank für Deinen Brief, über den ich mich sehr gefreut habe. Nun ist es hier in München Frühling geworden, und ich reite jeden Morgen aus —“

Das Mädchen trippelt ungeduldig von einem Bild zu dem andern; es betrachtet jetzt lange eine Photographie, die Wolfgangs Schwester darstellt.

Der Blick verweilt an ihrem Hut, ihrem Kleid, ihren Händen.

„An wen schreiben Sie denn?" fragt das Mädchen freundlich.

Da Wolfgang nicht antwortet, tritt es neugierig hinzu.

„An Ihren Schatz, ja? Sie haben gewiß schon viele Mädchen geliebt?"

Es drängt seine Brust nahe an Wolfgangs Haupt.

Das Mädchen ist halb ausgezogen. Wolfgang bemerkt es mit einem geheimen Erschrecken.

Er schreibt:

„Fox geht es gut, liebe Schwester Hertha. Ich habe ihn jetzt wegen des Frühlings in den Stall gegeben, und dann befindet er sich doch auch bei den Pferden am besten; ich aber kann mich nicht genug um ihn bekümmern, denn ich bin wenig zu Haus. Jetzt sitze ich hier bei offenem Fenster an meinem Schreibtisch und genieße die Nachtluft des Englischen Gartens —"

In diesem Augenblick tritt ein Luftzug in das Zimmer und löscht mit einem leisen wehen Hauch die Lampe aus.

Das Mädchen lacht.

Hat es die Lampe ausgelöscht?

„Ach, die Lampe ist ausgegangen . . ." sagt Wolfgang.

Er sucht nach den Streichhölzern, aber das Mädchen hat die Streichhölzer unter der Bettdecke versteckt.

Die Sterne dringen in das Zimmer.

„Was tun wir jetzt . . .?" fragt Wolfgang ratlos.

Das Mädchen tut nichts anderes als ganz ruhig die Hände an seine Hüften zu legen und ihm ernst und prüfend in das nächtliche Gesicht zu schauen.

‚Soll ich sie küssen?‘ denkt Wolfgang erschreckt. ‚Ist es angebracht?‘

Er hat noch nie in Liebe geküßt.

Er küßt sie.

Da drängt sie ihren Mund mit einer furchtbaren Gewalt in seinen Mund. Er sinkt mit einem Wehelaut auf das Bett.

Sturmbilder fliegen jetzt durch seine Seele: eine schwebende Dunkelheit... wunderbar gefiederte Vögel, die am Ufer eines Stromes mit eingezogenen Köpfen schlafen ... singende Sterne, die in großer Bewegung um eine Sternenharfe kreisen ...

Das Fenster ist geöffnet. Das Schlafzimmer wird langsam erwärmt vom Licht des neuen Tages. Das Mädchen richtet sich im Bette auf, ruft: „Jesus!" sieht Wolfgang in das schlafende Antlitz und springt vom Lager auf.

Wolfgang ruht in einem weißen, in einem kindlich weißen Nachthemd auf dem Bette. Er hat seinen Arm unter den Nacken geschoben, seine Brust atmet mit gesunden Zügen. Die geschlossenen Lippen sind von einem kleinen gütigen Lächeln belebt.

Das Mädchen legt eine Decke über Wolfgangs Körper, betrachtet noch einmal bei Tageslicht die Zimmereinrichtung, wobei es mit absichtlicher Komik einen Gegenstand nach dem andren mustert, und beginnt

sich zu waschen. Nachdem es lange Zeit sehr eifrig Wasser, Bürste und Seife benutzt hat, setzt es sich an Wolfgangs Bett und dreht das Ende des Handtuches über eine Haarnadel. Dabei ruft es lachend:

„Schatz, du, es ist schon Tag — ich muß ins Geschäft — schlaf nicht so lange!"

Wolfgang zieht im Schlummer die Stirne hoch, lächelt sein gütiges, etwas spöttisches Lächeln und fängt dann wieder an gleichmäßig zu schlafen.

„Ei, du bist ein Langschläfer!" ruft nun das Mädchen vergnügt und zieht Wolfgang an seinem blonden Haar, das ungeordnet seine Stirn bedeckt.

Wolfgang erwacht, ohne die Augen zu öffnen. Er fühlt, daß irgend etwas Frisches, etwas Frischgewaschenes in seiner Nähe ist, er spürt den Geruch von kaltem Waschwasser und duftendem Haar. Während er seinen knabenhaften, langbeinigen Körper dehnt, schüttelt er ein wenig den Kopf und schlägt die Augen auf: Da sitzt das Mädchen. Er blickt es verwundert an. Wer ist denn das?

Das kleine Mädchen lacht, wie fröhliche Menschen zu tun pflegen, die schon mit den Spatzen erwacht sind und einen Langschläfer aus seinem Morgentraum aufscheuchen.

„Du bist schon einer!" ruft es lustig. „Gelt, du hättest gern noch länger geschlafen?"

‚Sie ist wohl ein neues Dienstmädchen,' denkt Wolfgang.

„Na schlaf nur!" sagt das Mädchen begütigend, und dann redet es unaufhörlich Dinge, die Wolfgang nicht versteht.

‚Das ist ja höchst sonderbar,‘ denkt er.

Er sieht das kleine Mädchen an, das mit ungeheuerem Lärmen und vielen Ausrufen Bürste und Kamm sucht. Wolfgang betrachtet sich genau das Gesicht des Mädchens; er bemerkt, daß es süßlich-verschmitzt und frischgewaschen, überaus frischgewaschen ist.

‚Sieh da ... das Mädchen von gestern abend aus dem Café! Sieh da, meine erste Liebe, ... gestern hatte sie eine blaue Bluse an, aus so einem Stoff ... Satin heißt er wohl ... und einen Strohhut auf dem Kopf, ... im Hemde sehen die Frauen merkwürdig anders aus, ... so, so, das Mädchen aus dem Café ...‘

Er nickt befriedigt mit dem Kopf. Dann verfolgt er genau, mit beinahe wissenschaftlichem Interesse die Bewegungen des Mädchens, das eine verblüffend umständliche Art hat, Bürste, Kamm und Handspiegel zu suchen.

Allmählich wird Wolfgang von einer leichten Unruhe erfaßt: Das Mädchen läßt sich am Tisch vor dem Handspiegel nieder und beginnt das feste, blonde Haar zu kämmen. Wie, es kämmt sich mit seinem Kamm? Hm, das ist vermutlich so Sitte, nun, er wird nachher in die Stadt fahren und einen neuen Kamm kaufen.

Mit einem Mal richtet er sich im Bett auf. Ein Gedanke hat sich seiner bemächtigt, der ihn mit Entsetzen erfüllt. Er sieht zum Waschtisch hin, der am Fußende des Bettes steht. Ja, es gibt keinen Zweifel, das Mädchen hat seinen Schwamm und seine Seifentücher benutzt und sein Mundwasser

und sein Glas und — er fährt zurück, er verspürt einen leichten Krampf in seinem Herzen — und sein Bett, sein Bett! Das kleine Mädchen aus dem Café mit der hellblauen Satinbluse und dem blonden Haar hat in seinem Bett gelegen, hat in seinem Bett geschlafen.

Das Mädchen aus dem Café aber plaudert unterdessen munter fort und streicht den knisternden Hartgummikamm mit so freudiger Zähigkeit durch das feste blonde Haar, daß jeder Unbefangene an diesem Anblick sein Vergnügen gehabt hätte.

Wolfgang schließt die Augen. Wie er das Mädchen in diesem Augenblick haßt! Wie er es haßt!

‚Wäre ich ein Raskolnikoff, ich würde sie ermorden! Aber ich bin kein Raskolnikoff.'

Er ist den Tränen nicht fern. Seine Augen, die oft den aufreizenden Glanz einer tiefen Bläue haben, sind farblos und wie erloschen. In seinen Mundwinkeln liegt ein erstarrtes, böses Lächeln. Er könnte weinen vor Ekel.

Das Mädchen aber bemerkt nichts von alledem: Der Kamm knistert und der Mund redet ...

Da vermag Wolfgang nicht länger an sich zu halten. Er richtet sich in seinem Bett auf und schreit das Mädchen mit zornigen Augen an, von denen man nicht weiß, ob sie der Schlaf oder die Tränen gerötet haben.

„Mach gefälligst etwas schnell, — ja?"

Das Mädchen fährt so erschrocken zurück, daß der Kamm beinahe aus ihren Händen gefallen wäre; dann macht es ein törichtes Gesicht und sagt:

„Du bist aber bös."

Es beeilt sich jedoch keineswegs, sondern kämmt munter fort.

Wolfgang schämt sich jetzt. Er hat sich benommen wie jeder — Mann. Wenn das Mädchen aber doch nur fortgehen möchte! Draußen auf den Straßen liegt ein mildes Frühlingslicht, im Englischen Garten blühen Bäume, Blumen und Sträucher, — es ist förmlich lächerlich, was da draußen zu dieser Zeit alles blüht — und das Fenster ist für all diese Dinge weit geöffnet. O, o wenn das Mädchen nur fortgehen möchte!

Und eine halbe Stunde vergeht, eine halbe Stunde, während der Wolfgangs Bewußtsein ein wenig stumpf wird und das Mädchen lauter nichtsnutzige Dinge treibt.

Als aber diese Zeit verstrichen ist, hört Wolfgang, wie das Mädchen zu ihm sagt:

„Bist du noch bös? Ich geh nun."

Da schämt sich Wolfgang ganz entsetzlich, gleichsam bis in das Mark seiner Knochen, und — seltsam — einige sentimentale Worte, die doch kaum zu seiner Lage passen, kommen ihm in den Sinn, einige Worte, die ihn in irgendeiner Weise an seine Kindheit erinnern — ‚Du meine liebe Schwester ...'

Er öffnet die Augen und sagt:

„Du gehst?"

„Ja, du. Da hab ich dir zwei Buchstaben aufgeschrieben, — für die Post. Ich mag dich nämlich gern. Nun, behüt dich Gott!"

„Adieu, kleines Mädchen. Ich will dir auch etwas Hübsches schenken."

Und dann sich aufrichtend, ein wenig spöttisch und doch gütig, mit freundlichen Händen ihren Nacken umfassend:

„Gib mir einen Kuß ... première amour."

Das Mädchen küßt ihn.

„Behüt dich Gott, noch einmal, du Schatz!"

Darauf kommt der mit Inbrunst ersehnte Augenblick: Das Mädchen öffnet die Tür, plappert noch irgend etwas, schneidet Wolfgang eine Grimasse und verläßt das Schlafzimmer.

Wolfgang verharrt kurze Zeit regungslos in seinem Bett. Er genießt mit ganzer Seele die Einsamkeit seines Zimmers. Dann aber springt er mit einem kühnen, wilden, turnerischen Satz von seinem Lager auf, beugt sich zum Fenster hinaus, begrüßt sein scharrendes Pferd und den kleinen bellenden Foxterrier, die von dem Stallburschen Fritz hierher geführt worden sind, läuft in sein Badezimmer, wäscht seinen Körper beinah wund, kleidet sich in Hast an, kämmt sein Haar, kämmt es unbedenklich mit dem Kamm des Mädchens, trinkt schnell eine Tasse Kaffee und steigt sporenklirrend, pfeifend, die Luft mit der Reitgerte durchschneidend, seine Haustreppe hinunter.

Da steht sein Pferd Quinze, das ihn mit einem Schrei begrüßt; der kleine Foxterrier rast herzu und springt ihm beinahe bis auf die Schulter, und der Stallbursche Fritz wünscht ihm freundlich einen guten Morgen und wird ebenso freundlich bedankt.

Wolfgang aber schreitet nicht, wie er es sonst zu tun pflegt, um sein Pferd herum, er bückt sich nicht, um die Festigkeit des Sattelgurtes und die

Länge der Steigbügel zu prüfen, auch zeigt er kein Interesse für die Trense und die Kandare, nein, er umarmt ohne Umstände seine Quinze und küßt sie, — was den Stallburschen Fritz einigermaßen wunderte.

Gleich darauf besteigt Wolfgang sein Pferd und reitet in den Englischen Garten, während der Foxterrier ihn und seine Quinze zuerst bellend umkreist und darauf ins Gebüsch hineinstürmt, — einer Maus, einer Eidechse, einem Vogel nach ...

Im Garten aber ist alles so, wie die Dichter einen Frühlingsgarten beschreiben: In den hohen Bäumen und auf den schwarzen Wegen spielt ein funkelndes, wärmendes Licht; junge Vögel singen mit beinah überquellendem Humor und mit Zärtlichkeit ihre kleinen, unsinnigen Lieder; die hellgrünen Blätter an den Zweigen bewegt ein leichter, duftender Morgenwind; anmutiges Wasser läuft allenthalben unter den dröhnenden Holzbrücken hervor, und ein Fluß, ein milchig-weißer mit schwimmenden Enten strömt durch die Wiesen. Große Hunde tummeln sich in unbeherrschten, albernen Bewegungen auf den besonnten Rasenflächen umher, und viele kleine Kinder, die hell gekleidet auf schattigen Plätzen sich mit gelbem Sand, mit Sportswagen und mit Reifen belustigen, rufen einander lustige Worte zu und klatschen in die Hände ...

Wolfgang reitet an diesen Dingen vorbei, und alles dünkt ihm höchst beziehungsreich. Er fühlt, daß seine Augen voll Sonnenlicht und Klarheit sind, ihm scheinen seine Sinne den Geräuschen und den Düften des Gartens mehr zugeneigt als früher,

und er spürt mit Wohlgefallen seinen Körper, der frisch gebadet und jung ist. Während er einen leichten, amüsanten Galopp anreitet, den kleinen Foxterrier von einer vergeblichen Entenjagd herbeipfeift und gleich darauf, bleich vor Zärtlichkeit und Begeisterung, eine schöne junge Frau grüßt, die mit ihrem Töchterchen im Englischen Garten spazieren geht, wird er gewahr, daß ihn die vergangene Nacht, die erste seiner Liebesnächte, mit einem tiefen Glück erfüllt hat.

Der Herr, die Dame, der Chauffeur

Er: Auto! Chauffeur!

Sie: Chauffeur! Auto!

Er (vor der geöffneten rechten Coupétür stehend, mit dem Fuß auf dem Trittbrett): Pardon, meine Gnädigste, dieses Auto gehört mir!

Sie (vor der geöffneten linken Coupétür stehend, mit dem Fuß auf dem Trittbrett): Pardon, mein Herr, dieses Auto gehört mir!

Er: Pardon, meine Gnädigste, ich habe zuerst Auto gerufen!

Sie: Pardon, mein Herr, es ist unmöglich, daß Sie zuerst Auto gerufen haben, denn ich bin es, die der Chauffeur zuerst beachtet hat.

Er: Pardon, meine Gnädigste, das muß ein Irrtum sein, denn der Chauffeur hat in dem Augenblick gebremst, als ich ihm winkte.

Sie: Pardon, mein Herr, ich habe sehr gute Augen, der Chauffeur hat auf meinen Ruf zustimmend die Hand erhoben! Fragen wir ihn selbst, mein Herr ...

Er: Gut, fragen wir ihn selbst, meine Gnädigste ...

(Sie stehen rechts und links vor dem Chauffeur.)

Sie: Herr Chauffeur!

Er: Herr Chauffeur!

Sie: Pardon, mein Herr, ich ersuche Sie, mich zuerst sprechen zu lassen!

Er: Pardon, meine Gnädigste, aber ich lege besonderen Wert darauf, diesem Herren als der erste die Sache auseinander zu setzen, da ich auch zuerst Auto gerufen habe.

Der Chauffeur (niest)

Sie (legt ihre mit einem zarten duftenden Leder bekleidete Hand sanft und flehend auf den Arm des Chauffeurs): Herr Chauffeur, ... ich bitte Sie, hören Sie mir zu ... Sie sind ein Gentleman ... Sie sind ein Kavalier ...

Der Chauffeur (wischt mit dem Handrücken zweimal seine Nase ab)

Er: Gut — ich lasse Sie zuerst sprechen ... ich werde mir nicht nachsagen lassen, kein Gentleman zu sein (sich entrüstet unterbrechend): Glauben Sie übrigens, ich würde nicht mit Vergnügen von diesem Auto zurücktreten? ... Aber es handelt sich um Tausende, ... ich muß unbedingt in die Stadt ... ich habe Geschäfte zu besorgen ...

Sie: Ha, das werden schöne Geschäfte sein, die ein Herr um zwölf Uhr nachts in der Stadt zu besorgen hat!

Er: Jawohl, das werden in der Tat schöne Geschäfte sein! Denken Sie vielleicht, ich fahre jetzt ins Palais de Danse? Wie? Sehe ich aus wie jemand, der sich einer Bar zuwendet, ha? ... Ich habe eine Konferenz im Hotel Kaiserhof, meine Gnädigste, verstehen Sie mich? ... Eine Konferenz mit ernst-

haften Männern über ernsthafte Dinge, kein Firlefanz ... Es handelt sich um Millionen!

Sie (gereizt lachend): Um Millionen! Machen Sie sich doch nicht lächerlich, mein Herr! Sagen Sie doch lieber gleich um Milliarden.

Er: Vielleicht auch um Milliarden, meine Gnädigste ...

Sie: Haben Sie es gehört, Herr Chauffeur, was er sagt? So etwas ist mir doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Er muß jetzt nachts um Milliarden in die Stadt fahren ...

Er: Pardon, meine Gnädigste, ich unterhalte mich mit Ihnen nicht über meine Geschäfte ... etwas anderes ist es, eine Bank zu gründen, etwas anderes, irgendeinen Schnickschnack in der Stadt zu treiben ... Hören Sie jetzt, Chauffeur ... ein Wort unter Männern! Sie sind ein vernünftiger und anständiger Mann, Chauffeur ... (Er legt seine rechte Hand mit männlichem Druck auf den Arm des Chauffeurs.)

Der Chauffeur (spuckt krachend über den Kühler hinweg auf den Asphalt)

Er (fährt bestürzt zurück)

Sie (triumphierend): Ha, da haben Sie die Bescherung, mein Herr! Dieser Chauffeur läßt sich nicht von Ihren Komplimenten beirren ... dieser Herr ist gerecht, o Gott, dieser Herr ist sehr gerecht! Er hat Ihnen zu verstehen gegeben, was er von Ihrer Wahrheitsliebe zu denken hat, er hat sehr wohl bemerkt, daß ich zuerst Auto gerufen habe ... Das wäre ja noch schöner: ich komme aus der Helmstedter-

straße, mein Herr, und biege in die Güntzelstraße ein ... es regnet, ich habe leichte Schuhe an und ein Kostüm, dem jeder Tropfen Regen auf das Äußerste schadet, von meinem Hut gar nicht zu reden ... ich sehe ein Auto ... ich bin glücklich darüber ... ich fühle mich bereits geborgen und sorgfältig aufgehoben in dieser erleuchteten Karosserie, um zu meinem Gatten in die Stadt zu fahren, der auf mich wartet, — da kommen Sie mit Ihren Redensarten, mein Herr! ... Ist das ritterliche Gerechtigkeit? Ist das deutscher Edelmut einer Dame gegenüber ... einer wirklichen Dame gegenüber?

(Sie sieht ihm drohend ins Gesicht.)

Er: Ha, einer Dame gegenüber! Das muß eine schöne Dame sein, die nachts um zwölf Uhr allein in die Stadt fährt!

Sie (schreiend): Mein Herr, Sie beleidigen mich! Wo ist die Polizei? Ich fahre in das nächste Revier! Herr Chauffeur, Sie haben es gehört, ich nehme Sie als Zeuge, ... er hat gesagt, ich müsse eine schöne Dame sein ...

Der Chauffeur (legt die Hände an sein Steuerrad, spuckt aus und fährt mit dem leichten Ansatz seines vierzylindrigen Benzwagen davon und in die Nacht hinein)

Sie (schreiend): Auto! Chauffeur!

Er (schreiend): Chauffeur! Auto!

Sie stehen einander ratlos und verwirrt gegenüber. Sie sehen einander bald ins Gesicht, bald der erleuchteten Ordnungsnummer des Automobils nach. Lange Stille. Der Regen fließt in Strömen, voll

sanfter Melancholie. Aus der Ferne der Klang eines Automobilsignals.

Sie (mit zurückgeworfenem Kopf): Die Milliarden, mein Herr!

Er (sich verneigend): Der Gatte, meine Gnädigste!

Er grüßt beschämt und höflich. Sie dankt ihm mit einer anmutigen Neigung ihres Hauptes, das mit einem herrlichen großen Hut beschwert ist. Sie gehen auf verschiedenen Bürgersteigen mit gesenkten Augen dem Pragerplatz zu.

Die Ermordung des Herzogs von Guise

Am 18. Februar des Jahres 1563 um die sechste Stunde des Nachmittags steht im Dunkel eines Kreuzweges ein Mann in einer goldenen Rüstung. Das kupferbraune schwarzbärtige Antlitz lauschend vorgeneigt, die Augen mit einer schmerzhaften Anstrengung nach dem Fluß und nach Orleans hin gerichtet, in der rechten Faust die gezogene Pistole, in der linken den Halfter seines kastilianischen Hengstes, — so wartet Johann Poltrot, Ritter von Méré, auf den Feldherrn des Königs, den großen Prinzen Franz von Lothringen, Herzog von Guise.

Horch! Schnauben eines Tieres und leichtes Waffenklirren! Durch die entlaubten Zweige der Nußbäume bricht sich Sieur de Cernay mit seinem galoppierenden Pferde Bahn.

„Sieur de Cernay!" ruft Johann Poltrot. „Erschreckt nicht! Ich bin es, Méré!"

Das Pferd des Chevaliers bäumt sich hoch.

„Verdammt, Méré — seid Ihr verrückt? — Treibt Ihr Euren Spaß mit Reitern in der Dämmerung? — Ruhe, Bayard, Ruhe!"

„Folgt Euch der Herzog nach, Sieur de Cernay?" fragt Poltrot bescheiden.

Der Chevalier lächelt ungeheuer eitel. Er liebt es zu plappern.

„In der Tat, Poltrot, — wenn ich recht unterrichtet bin, so folgt mir der Herzog in wenigen Minuten nach. Er wird erstaunt sein über Eure Rüstung ... eine goldene Rüstung? ... Sie gilt den Hugenotten ohne Zweifel! Ihr wollt Euch morgen beim Sturm auszeichnen — Ihr wollt Euch dem Herzog unentbehrlich machen — Ihr seid ein Mann von Ehrgeiz, Poltrot — was mich betrifft, so begnüge ich mich —" Er unterbricht seine Rede. — „Aber eine goldene Rüstung, Poltrot? Ich fürchte, Ihr werdet Neid erregen, Ihr werdet ..."

„Gottes Werkzeug zu sein darf nur das edelste Metall sich rühmen," sagt Poltrot mit hochgezogener Braue.

Sieur de Cernay schlägt sich mit der Hand lachend auf den Schenkel.

„Ha! Vortrefflich! Ihr seid ein Künstler, Chevalier! ‚Gottes Werkzeug zu sein darf nur das edelste Metall sich rühmen.' Ich habe niemals einen besseren Ausspruch gehört. Ich werde Seiner Hoheit davon erzählen — aber jetzt lebt wohl, denn ich habe Eile — ich habe ungeheuere Eile —"

Und dann mit seinem eitlen Lächeln:

„Ich werde die Ehre haben, die Frau Herzogin von der Ankunft Seiner Hoheit zu benachrichtigen."

Er wendet sich auf seinem Pferde um.

„Guten Abend, Méré!"

„Guten Abend, Sieur de Cernay!"

Zuerst die Hufe des galoppierenden Pferdes auf

dem Waldboden, das Knirschen in den Riemen, das Brechen der Zweige, dann eine große Stille. Nur von Ferne ertönt das Rauschen der Loire, der undeutliche Schritt der Wache auf der Holzbrücke, der Ruf einer Möwe vom jenseitigen Ufer. Der Himmel bereitet gemessen die Nacht über der tödlich verstummten Landschaft.

Die Minuten vergehen. Es scheint, als seien die Dinge der Welt erstarrt, doch ein verborgener Geist bewege sie innerlich auf das tiefste.

Da erschallen in der blassen kalten Klarheit des Februarabends wiederum die Hufe von Pferden und das leichte Klirren von Waffen in den Gehenken. Die Wache scheint auf der Brücke einige Schritte zu tun und alsdann zu präsentieren.

Herr von Poltrot schwingt sich gleichmütig auf seinen Hengst und trabt an.

Er begegnet den Reitern. Es ist der Herzog von Guise, dem in großer Entfernung sein Offizier, der Marquis de Luynes folgt.

„Hoheit," ruft Poltrot von weitem, „südlich von Orleans haben die Hugenotten ein neues Lager errichtet —"

„Ihr stört, Poltrot!" entgegnet der Herzog kurz.

Poltrot reitet dicht an den Herzog heran.

„— ein neues Lager errichtet; von dort bedrohen sie die Südbastionen —"

„Ihr stört!" ruft der Herzog abermals mit schärferem Ton.

Poltrot legt die linke Hand auf die Schulter des Feldherrn.

„Von dort bedrohen sie die Südbastionen und werden morgen in die Vorstadt dringen."

Er zerrt den Herzog am Arm.

Ein Faustschlag trifft den Chevalier auf die gepanzerte Brust.

„Laßt ab!" ruft der Herzog. „Was faßt Ihr mich? Laßt ab! Luynes!"

Poltrot legt gemessen seine Pistole an die Stirn des Feldherrn und schießt.

Der Herzog stürzt lautlos vom Pferd.

Poltrot gibt seinem Hengst auflachend die Sporen und galoppiert davon. Er begegnet dem Marquis und grüßt höflich.

„Wer hat geschossen?" fragt Luyner bestürzt.

„Ich traf einen Falken und bringe jetzt Botschaft nach Orleans!" ruft Poltrot lachend.

Der Marquis dankt höflich und reitet weiter.

Da, als Poltrot die Brücke erreicht hat, ertönen zum erstenmal die Rufe:

„Wache, zur Hilfe! Zur Hilfe! — Mörder! Er hat den Herzog ermordet! — Zur Hilfe!"

In der goldenen Rüstung und mit bloßem Haupt galoppiert Poltrot über die dröhnende Brücke der Loire. Die Wache am Brückenkopf starrt dem Reiter verwirrt entgegen, begreift die Tat, wirft sich dem entsetzten Hengst in die Zügel, fühlt den Schlag einer eisernen Faust im Gesicht und stürzt schreiend in den tiefen Strom, über dem einige Möwen mit trägem Flügelschlage kreisen.

Der Mörder rast über das dämmerige Winterfeld dem Walde zu. Er stößt seinem kastilianischen

Hengst unausgesetzt den Dolch in die Weiche. Das schwarze Haar des Mannes flattert im Wind. Zwei Kugeln pfeifen an seinem Haupt vorbei und wieder zwei, — jetzt ist der Wald erreicht, Zweige von entlaubten Bäumen zerbrechen, Krähen fahren empor, ein Hirsch flüchtet ins krachende Holz, ein Bach wird überquert, ein Holzweg, ein lang gezogenes Feld, und wieder stürmt das geängstigte, blutende und schäumende Tier in einen Wald, — da tut der Hengst einen Sprung, die Stirn des Mörders schlägt an einen Baum, und der golden gepanzerte Körper stürzt zu Boden.

Am Morgen des folgenden Tages, ungefähr um die fünfte Stunde, spürte der Mörder den Hauch von etwas Warmem in seinem Antlitz. Er öffnete die Augen und sah die edlen und schmerzlichen Züge seines schnaubenden Hengstes und diesen umgeben von der noch dunklen Luft des starren, unbeweglichen Waldes.

Der Mörder erhob sich vom Boden, blickte verstört und ohne Erinnerung umher und taumelte mit getrübten Augen an den Stamm eines Baumes. Er erblickte das geronnene Blut an den Wunden seines Pferdes und er entsann sich dunkel, mit ersticktem Jubel und zugleich mit Abscheu, vor wenigen Stunden das Blut eines Menschen gesehen zu haben. Er schüttelte verwundert das Haupt, aber gleich danach verzerrte sich sein kupferbraunes schwarzbärtiges Gesicht zum Ausdruck eines heftigen Zornes. Er streckte

mit hastiger Gebärde dem Hengst die Hand entgegen, der in scheuer Anmut zur Seite sprang. Der Mörder erschauerte, denn sein Pferd gemahnte ihn plötzlich an einen Menschen, den er vor langen Zeiten einmal auf einer Gasse in Nîmes gesehen hatte. Er spürte den Drang, diesem Wald zu entfliehen, ergriff die Zügel seines Rosses und hob den linken Fuß zum Steigbügel hinauf.

In diesem Augenblick glaubte er das Wort zu hören:

„Der Herzog Franz von Guise."

Der Mörder trat vom Pferd zurück und sah mit grüblerischer Stirn zu Boden. Was bedeutete dieses Wort? Er sann lange Zeit nach, wähnte sich einmal auf der rechten Spur, — da verwirrte sich sein Geist in einer hoffnungslosen Einöde. Mit kindlichem, hilflosem Lächeln bestieg er seinen Hengst.

Er ritt viele Stunden schlafend im Schritt, oftmals auf den Hals des Pferdes fallend, und er geriet in Gegenden, liebliche und erschreckende zugleich, die nie eines Menschen Fuß betreten, nie eines Menschen Auge erblickt hatte.

Die aufsteigende Sonne zerteilte das dicke Gewölk, und bald spiegelte sich ein tiefblauer Himmel in der goldenen Rüstung des Mörders, nur selten verdunkelt von vorüberziehenden weißen Wolken. Der erste Frühlingswind ging mit gedämpftem Brausen über die beglückt und atemlos harrende Erde, und leicht zersplitterte das blaue durchsichtige Eis in den Untiefen der Felder unter den glänzenden Hufen des Pferdes.

Um die Mittagszeit erblickte der Mörder zum ersten Male Menschen. Er war an ihnen vorbeigeritten, ohne sie zu bemerken; plötzlich wurde sein Ohr von Schreien und heftigen Reden getroffen. Er wandte sich um, die Hand auf das Pferd stützend, und sah einen Ackerknecht und zwei Frauen mit wehenden Haaren und erregten Bewegungen, erschütterten Propheten gleich, zu ihm hindeuten und auf die Kniee fallen, da er ihnen sein Antlitz vollends zukehrte: sie wähnten in ihm den Erzengel Gabriel begegnet zu sein, der herniedergestiegen war, das gläubige Frankreich von den aufrührerischen Hugenotten zu erlösen.

Der Mörder gab seinem Hengst die Sporen und ritt in scharfem Trab davon. Er gelangte nach einiger Zeit auf eine Straße, und gleich danach sah er die stolze Loire lässig zwischen ihren sanften Ufern dahinschäumen. Ohne Verzug stieg der Reiter ab, band den Hengst an eine Pappel, entledigte sich der Rüstung und badete im eisigkalten Fluß. Er ließ sich ruhig, mit geschlossenen Augen und sanft pochendem Herzen von der leichten Strömung davontragen, die Brust erfüllt von einem geheimen, ihm selber unbekannten Glück. Nach einer Weile stieg er an das Land, lief nackt an sein Pferd heran, liebkoste es zärtlich, stürzte sich wiederum in den Strom und ließ sich abermals davontragen. Als er so zum dritten Male tat, siehe, da tauchte neben ihm das Antlitz des Herzogs von Guise empor! Der Mörder sah dem Feldherrn ohne Veränderung seiner Züge mit einem unbestimmten Ausdruck in die Augen; der Herzog aber

mußte sich in einer kräftigen Strömung befinden, denn er entschwand schnell dahingleitend den Blicken des Mörders. Dieser verweilte noch einige Minuten, tat dann eine leicht bedauernde Wendung seines Kopfes und schwamm dem Ufer zu. Er kleidete sich an und ritt auf der großen Straße, die längs der Loire führte.

Am Nachmittag, da sich unübersehbar weite silberne Landschaften dem spähenden Auge öffneten, meinte der Mörder einen Reiter zu erblicken, der auf ihn zukam. Er erkannte ihn sogleich als seinen Gebieter und Freund, den Feldherrn seiner Allerchristlichsten Majestät gegen die hugenottische Stadt Orleans. Der Mörder riß sein Pferd zur Seite, machte Front und rief mit weit über die Landschaft tönender Stimme, als lasse er eine Wache präsentieren:

„Der Prinz von Lothringen, Herzog von Guise!"

Der Herzog ritt, wie er es zu tun pflegte, wenn er sich den händeklatschenden Parisern zeigte, auf einem ganz mit blauem Tuch bekleideten, tänzelnden Pferde. Er trug ein karmoisinrotes Wams und über den Schultern einen faltenreichen Hermelinmantel, der am Halse mit einer goldenen Spange befestigt war. Auf dem schwarzen Barett stak eine weiße, im Winde wehende Feder.

.Der Mörder hielt in der linken hochgehaltenen Faust die vier Zügel seines Tieres, der rechte Arm hing frei hinab; die Handfläche war zum Gruße nach außen gewandt. Er sah dem Prinzen, jeder Wendung folgend, in das Gesicht, begierig, von seinem

gnädigen Beschützer mit einem Blick belohnt zu werden. Aber der Herzog bemerkte ihn nicht, sondern beobachtete unausgesetzt mit einem wohlgefälligen Lächeln auf den männlichen Zügen sein aufgeputztes tänzelndes Pferd. Als der Feldherr dicht an dem Mörder vorüberritt, wieherte der kastilianische Hengst, dessen Mähne sich, wie vom Sturm gepeitscht, bäumte und sträubte. Der Mörder riß sein Pferd abermals herum und galoppierte erregt und bleich quer in das einsame Land hinein.

Rufe erhoben sich jetzt in der Dämmerung, klagende, gebietende, milde, beschwörende, zornige, — bald war die Luft ganz voll von ihnen, und einem jeden antwortete der Mörder im gleichen Ton. Er schmeichelte und befahl, er schluchzte und war zornig, er redete sanft und klagte. Aber endlich waren der Stimmen so viele, daß er nicht mehr zu antworten vermochte. Sein Haupt sank unter Seufzen auf die Brust.

Als der Abend hereinbrach, voll mild strahlenden Lichtes und wie gebadet in der jungen Frühlingsluft des Tages, sah der Reiter von einer Höhe auf ein Tal hinab. Er ritt hinzu und erreichte ein kleines, armseliges Haus, die verfallene Hütte eines Zinsbauern, welcher ihm mit gesträubten Haaren, bleich und wortlos in das Antlitz starrte. Der Mörder winkte ihn mit einer herrischen Gebärde an das Pferd, der Bauer stürzte auf ihn zu, beugte die Kniee, küßte ohne Laut den gepanzerten Fuß des Mörders und hielt ihm den Steigbügel. Als der Mörder, die Hand auf die Schultern des Bauern gestützt, vom Pferde

stieg und ihm ins Gesicht sah, wurde er gewahr, daß er vor dem Erstürmer von Metz, dem Herzog Franz von Guise stand.

Der Mörder schluchzte auf, verneigte sich tief und stammelte:

„Hoheit . . . o meine Hoheit! . . ."

Der Herzog deutete lächelnd mit der Hand auf die Tür der Hütte. Der golden gepanzerte Mann wollte hineingehen, erinnerte sich jedoch im letzten Augenblick der Schicklichkeit, wandte sich zur Seite und ließ dem Herzog den Vortritt, der ihm mit einer leichten Neigung des Hauptes dankte. Der Gepanzerte folgte ihm.

Einige Zeit später trat ein Knecht heraus, blinzelte in das Abendrot, band den Hengst an einen Pfahl, nahm das Zaumzeug ab, wusch die Wunden mit einem nassen Tuch und schob dem gierigen Pferde duftendes Heu vor das Maul.

Als sich die Sonne rotglühend über das Tal neigte, wurde die Tür der Hütte heftig aufgerissen, und mit dem Ausdruck eines namenlosen Entsetzens stürzte der Mörder des Herzogs von Guise heraus, die beiden Hände an den Hals gepreßt, als sei er gewürgt worden. Er versuchte schreiend, mit blutigen Augen, zu fliehen, strauchelte über einen Stein, schlug mit dem Antlitz in den Kot der Straße und blieb entseelt liegen.

Der Knecht blickte, auf den Stiel eines Besens gelehnt, prüfend zu den erleuchteten Kämmen der Berge hinauf.

Ein Herbstritt im Englischen Garten

Um sechs Uhr morgens verließ der junge Herr das Haus des Freiherrn von X., der zu einem Diner eingeladen hatte. Man war sehr gesprächig gewesen, man hatte vorzüglich gegessen, danach sehr viel Whisky getrunken und um Mitternacht angefangen zu jeuen.

‚Ich habe heut gut pointiert,‘ dachte der junge Herr, während er den Kragen seines Überziehers hochklappte und energischen Schrittes seiner Wohnung zuging. ‚Ich war ruhig und hatte klare Augen, ... wie angenehm, daß ich gewonnen habe ... Na, da wären wir also im Herbst, ... jawohl, es ist Herbst, ... man braucht nicht erst in den Englischen Garten zu gehen, um sich die Bäume anzuschauen ... man riecht es hier auf der Ludwigstraße, ... es ist Herbst ... wie traurig! ... Übrigens habe ich einen Schnupfen, ... das kommt vom Whiskytrinken, ... na, meinetwegen, man kann ja auch den Schnupfen haben ... Großer Gott, was ist denn das?“

Der junge Herr war vor seinem Hause angelangt und sah erschrocken einem Diener ins Gesicht, der ein Reitpferd, einen Fuchs von vortrefflichen Qualitäten, am Halfter hielt.

„Was machen Sie denn hier?“ fragte der

junge Herr den Diener und zog ein unglückliches Gesicht.

„Der Herr haben um sechs Uhr das Pferd bestellt."

Wahrhaftig, jetzt fiel es ihm ein, er hatte um sechs Uhr das Pferd bestellt. Der Diener sagte es in unerbittlichem Ton.

„Also, lieber Fritz, ... wie Sie sehen, komme ich eben nach Hause."

„Jawohl."

Jawohl. Also — Dietrich zurückschicken in den Stall? Der junge Herr schnüffelte in der Luft herum.

Herbst! Herrlich! Im Osten das kräftige Morgenrot und vom Westen her Düfte, Düfte vom Englischen Garten, von den braunen und den grünen Bäumen, von den tiefen Nebeln auf der Wiese!

Der junge Herr drehte sich entschlossen auf dem Absatz seines Stiefels herum.

„Warten Sie, bitte."

„Jawohl." —

Nach zehn Minuten trat der junge Herr mit den Sporen klirrend, frisch und geschmeidig aus der Haustüre, dankte dem Bäckerjungen für den Gruß, blinzelte zum Schlafgemach seiner Mutter hinauf und danach ins Morgenrot, zog sein Jackett nach unten und bestieg das Pferd. Er lüftete ein wenig den Hut und ritt davon. Nach einigen Minuten erreichte er den Englischen Garten, worauf er den Fuchs in einen leichten Trab setzte.

Gesicht und Hände des Reiters waren alsbald bedeckt von einer kalten, aber angenehmen Nässe; er hatte die Empfindung, als dränge eine gleichmäßige

Feuchtigkeit durch seine Kleider. Die Luft war scharf und eisig wie im Winter. Unter dem dunstigen, unbestimmten Himmel bliesen die Winde und bewegten die Bäume.

Auf der Wiese vor dem Monopteros lag der gesenkte, fahle Nebel. Die verschwenderische, einsame Ebene mit dem Säulenbau im ungewissen Hintergrunde glich an diesem Morgen einer urweltlichen Landschaft. Der Nebel verhüllte so völlig die Wiese, daß er dem Reiter Jahrtausende alt und von hoffnungsloser Dichte schien. War es möglich, daran zu denken, daß es eine Sonne gab, die ihn zerteilen und emporheben konnte? Der Reiter wurde, als das entzückte und doch erschrockene Auge bei dem Bilde der Landschaft verweilte, auf irgendeine Art an das wilde vorzeitige Thrazien erinnert und an die opfergierigen Religionen von Heiden. Er hörte seinen Fuchs tief geängstigt wiehern, und in seinen Geist trat plötzlich die Vorstellung von bissigen Pferden, die miteinander in Wolken kämpften und deren silberne Hufe die Luft mit dem Klang ihrer Schläge erfüllten. Wie seltsam stieg der Gedanke in ihm auf, daß dieser Bau dort auf der Höhe von einem Könige errichtet worden war, damit der Bürger sich am heiteren Blick über die bewegte Stadt erquicke.

Die Fabriken begannen ihre klagenden Rufe durch den Park zu senden, das Pferd schnaubte und dampfte im Morgenschweiß, während es mit tiefgesenktem Kopf in weiter Gangart galoppierte, zwei Krähen stiegen aufgescheucht aus dem Wald empor,

und von den Bäumen warf der unerbittliche Wind ohne Ende Blätter auf den Boden, — ohne Ende ...

Dem jungen Reiter fielen die Anfangsworte eines Gedichtes ein:

„Das ist der Herbst,
Der bricht dir noch das Herz,
Flieg fort, flieg fort!"

Er gab erschauernd dem Pferde die Sporen und wurde ein wenig bleich.

Aber schon stieg versöhnend aus braunem Laub und Nebelglanz die reine, wie zu blauem Kristall erfrorene Fläche des Kleinhesseloherseees hervor, und Waldwege von großer Anmut zeigten sich, auf denen die Rehe und Fasanen einander romantische Histörlein erzählten.

„Fort mit den heidnischen Visionen, mein Alter!" sagte der junge Herr zu seinem Pferde, während er die Schleife zum Aumeister entlangritt. Er befestigte ein Ästchen mit zwei braunen nassen Blättern in seinem Knopfloch und belustigte sich damit, Dietrich zu beobachten, der die Ohren senkrecht stellte, sobald er einen Fasanen oder einen Hasen äugte.

Der Reiter versank bald in Gedanken, ließ sein Pferd sorglos laufen und freute sich über alles Mögliche: darüber, daß er heute Nacht gewonnen hatte, über den herben Geruch von Tannenbäumen, über den Morgensturm bei langsam erblauendem Himmel und über eine gewisse junge Dame, die zeitweis einen Dogcart zu lenken pflegte ...

Der junge Herr begann recht vergnügt zu pfeifen.

Im Schritt erreichte er das Wirtshaus zum

Aumeister. Er rief „He!“ und „Ho!“ und durchschnitt mit der Reitgerte die Luft. Als darauf ein Fräulein aus der Tür trat, grüßte er und bestellte Kaffee und Gebäck. Er stieg vom Pferd und führte es zwischen Tischen und Stühlen hindurch, bis das Tal der entfernten Isar sich seinem Blick öffnete.

Der blasse, gläserne Halbmond stand über dem noch ungewissen westlichen Himmel, aber er vermochte nicht mehr die Landschaft zu beherrschen, wie noch einige Stunden zuvor, denn von Osten drang unaufhaltsam die gewölkzerteilende und farbenspendende Sonne hervor. Sie begann das hartgewordene Kleid des Reiters vom Reif zu lösen und den durchfrorenen Körper mit ihren gleichmäßigen Strahlen zu erwärmen.

Der junge Herr band sein Pferd an eine Tanne, zündete sich eine Zigarette an und ging ein wenig auf dem betauten Grund spazieren. Er sah zum Himmel hinauf und dann wieder auf seine Reitstiefel und abermals zum Himmel und zu dem seitwärts gelegenen Park.

Düfte, Düfte vom Süden, vom Englischen Garten, von den grünen und den braunen Bäumen und den zerfließenden Nebeln!

Wie sonderbar mutete es ihn an, daß er vor wenigen Stunden noch in der Wohnung des Freiherrn von X. gewesen war, daß er sich dort über allerhand Dinge des gewöhnlichen Lebens in der üblichen ungezwungenen Art von jungen Leuten ausgesprochen hatte und darauf schweigend und höflich mit den anderen in einem raucherfüllten Zimmer bei

Kerzenbeleuchtung gejeut hatte! Hier war wieder, wie es ihm des öfteren begegnete, eine Stunde, die keinen Zusammenhang mit den vorhergehenden hatte. Wie seltsam war ihm das! Und auch dies war ihm seltsam, daß zu derselben Zeit, da er gezecht und Karten gespielt hatte, hier der reichbesternte, von nächtlicher Herbstluft geklärte Himmel sein Licht auf diese Bäume, diese Wiese, diesen Fluß geworfen hatte und daß zu irgendeiner Zeit der Mond dort über dem Park aufgestiegen war, sein Licht vermischend mit dem Licht entfernterer Gestirne.

Der Reiter ließ sich an dem zugerichteten Tisch nieder, trank den warmen Kaffee, tauchte Brot hinein und aß mit großem Appetit. Er gab dem Fuchs Zucker, löste ihn nach längerem Verweilen vom Baum und rief das bedienende Fräulein herbei. Er griff in die Hosentasche und zog gleich darauf zum zweiten Male an diesem Morgen ein unglückliches Gesicht.

„Fräulein, ich habe mein Geld vergessen!"

Das Fräulein erklärte, daß dies nichts täte; sie kenne den Herrn ja!

„Danke, Fräulein, und einen schönen guten Tag."

Das Fräulein wünschte ihm gleichfalls einen schönen guten Tag.

Der Reiter schwang sich mit frischer Bewegung aufs Pferd.

‚Sieh da,' dachte er, ‚wie sorglos ich bin! Ich habe mein Geld vergessen!'

Der Fuchs eilte dem Stall zu. Der junge Herr begegnete nun reitenden Offizieren in der Litewka, Damen in schwarzen Kostümen mit sehr roten Ge-

sichtern und sehr vergnügten Augen, Angehörigen des königlichen Marstalles, Kaufleuten, die sich vor der Arbeit an einem Ritt durch den Garten erlaben wollten, und Lakaien, deren Obliegenheit es war, die herrschaftlichen Pferde zu bewegen.

Der Reiter mußte oftmals grüßen. Jedermann im Englischen Garten schien vorzüglicher Laune zu sein. Man rief sich gegenseitig einen guten Morgen zu, man rauchte leichte Zigaretten, klopfte seinem Pferd auf den Hals, fuchtelte mit der Reitpeitsche in der Luft herum, ließ seine Stimme sehr laut und sehr ungezwungen durch den Park erschallen, blinzelte zu entlaubten Bäumen hinauf, zwischen deren Ästen ein flüssiges Licht sich bewegte, — kurzum, man war in jeder Beziehung, was die Stimmung anbelangte, obenauf. Ein Prinz des königlichen Hauses galoppierte mit seinem Adjutanten vorbei. Man riß sein Pferd sechs Schritt vorher herum, machte Front und wurde sehr höflich bedankt.

Der junge Herr hatte bald einen Dogcart erspäht, den eine gewisse junge Dame mit süßem Kindergesicht lenkte. Der junge Herr rief „Hallo!", machte Kehrt, ritt ein Stück Weges neben dem Gefährt einher und sprach mit lebhaften Gesten. Er lobte den Morgen, die herbstliche Kälte, das frühe Aufstehen, — er seinerseits sei heute bereits seit sechs Uhr auf den Beinen, — er lobte über alle Maßen den Dogcart, den Apfelschimmel, die vortreffliche Haltung des Grooms, das Kostüm der gnädigsten Komtesse und die unvergleichliche Führung des Gefährts.

Die junge Dame blähte vor Vergnügen die Nüstern wie ein Pferdchen, wurde ein wenig rot, senkte die Lider ihrer Augen und lächelte, — lächelte, wie eine junge Dame zu lächeln pflegt, die an einem Herbstmorgen mit ihrem Dogcart durch den Park fährt, während ihr zur Seite auf einem Pferd von auserwählten Qualitäten ein Herr reitet, der in den frischen Morgenwind hinein Worte voll amüsanter Übertreibungen spricht, voll lebendiger Anmut und voll von einer geheimen, zärtlichen Leidenschaft.

Die Hochzeitsnacht des Prinzen von Bourbon

Achtung! Wer da?"

Stille. Unruhiges Leuchten einer Laterne zwischen den Büschen des Gartens.

„Ich frag: wer schleicht nächtlicherweil im Schloß des Prinzen von Bourbon?"

„Gaspard, Lieber, tritt nahe — — sieh!" kam es gedämpft aus der Richtung der nun erhobenen Laterne.

„Hoheit von Frankreich! . . . Du! . . . In deiner Hochzeitsnacht . . .!"

„Lieber, schweig, ich bitte dich . . . öffne den Stall . . . du nimm den Braunen . . . wir reiten auf."

„Jesus Maria, Hoheit . . . was ist dir geschehen?"

„Ich bitte dich, schweig, Gaspard, schweig, schweig!"

Das Gesicht des Prinzen, ein frisches Knabengesicht mit heftig wechselndem Ausdruck, war verzogen in Schmerz, Mißtrauen und Widerwillen.

Aus dem Stall erklangen die trotzigen Hufe der Rosse, die ihre Herren spürten. Bourbon riß den Riegel von der Pforte, der Schein seiner Laterne drang zu den Tieren, und Chastelard schrie. Der Prinz sprang hinzu und legte seine Hand fest auf

die Nüstern des immer gezäumten Pferdes. Dann löste er die Ketten, warf sie in die Krippe und schwang sich hinauf, ohne auf Gaspard zu warten.

Bediente waren im Schloß wach geworden. Beim Schall des galoppierenden Pferdes eilten sie herbei und prallten zurück. Der Wächter öffnete mit einem bösen, schlaftrunkenen Gesichte das Tor. Gaspard, die Nase auf dem Hals seines Tieres, sprengte nach.

Im Gemach der Prinzessin Bourbon, gefürsteten Gräfin zu Flandern, brannte Licht.

Paris schlief. Allein die Stadt der unaufhörlichen Feste schlummerte nicht geruhig und tief, denn noch flimmerten auf ihrer Nacht die höflichen Abenteuer der Prinzenhochzeit.

Bourbon und sein Begleiter jagten durch die Gassen. Schläfer, vom Schall der sicheren Hufe aus Kissen und Träumen aufgescheucht, fuhren empor und redeten in die Nacht. Aus der Tür einer Schenke erscholl ein langgezogener Pfiff, und Menschen stürzten herbei. An schwarzen Fenstern starrten zuweilen Gesichter wie leere Masken; im Freudenhaus schrie eine Dirne ans dem Schlaf . . .

Plötzlich riß der Prinz die Zäume zurück. Er tat es mit solcher Gewalt, daß Gaspard nahezu gestürzt wäre. Die Pferde standen.

„Gaspard!"

„Hoheit!"

„Kennst du den Mann, der stets nach Mitternacht zu Père Durant kam und dort im Hintergrund aus seinem Becher trank bis in den Morgen?"

Gaspard schüttelte den Kopf.

„Sein Gesicht ist voller Narben," rief Bourbon ungeduldig, mit einer scharfen Bewegung nach hinten, „seine Augen sind gelb, seine Brauen versengt ..."

„Jetzt kenn ich ihn, Hoheit!"

„Sein Name?"

„Chevalier Saint Dié."

Den Pferden die Sporen! Ein Platz ward überquert. Wachen riefen sich mit Entsetzen in der Stimme zu: „Die Hoheit des Prinzen von Bourbon!" und präsentierten, längst nachdem die Reiter passiert hatten. Der Marschall von Frankreich kam aus der Abtei Cluny und ergriff, da er des Prinzen ansichtig wurde, erschrocken den Arm seines Offiziers.

Vor einer lauten Taverne ward gehalten. Der Prinz sprang ab, warf Gaspard die Zügel zu und klopfte.

„Wer da?" erscholl es von innen, und Stille trat ein.

„Bourbon."

„Was? — Bourbon?"

Eine Sekunde noch währte das Schweigen. Dann brach ein so höllenmäßig freches und lautes Gelächter aus, daß Bourbon zurückfuhr, als ihm geöffnet ward.

Man stürmte schreiend auf ihn ein:

„Bébé! Prinz! Laß dich küssen! Du Prachtkerl, du! — Sekt! Sekt! Es lebe Prinz Bébé! — Das ist zuviel, Bourbon! Bist du wahnsinnig? — Der verlorene Sohn kehrt zu uns zurück, haha! — Die Luft riecht nach Verbannung! — In seiner Hochzeitsnacht! Hat man je so etwas gehört! — Das arme

Prinzeßchen! Ei, wie sich das in seinem Bettchen krümmen wird! Teufel! Teufel!"

Und plötzlich begannen alle im Chor wohl zwanzigmal die Worte zu brüllen:

„Teufel, Teufel!"

Madame Durant, eine Frau von ungeheuerer Fülle des Leibes, schlug sich übermäßig lachend auf die fetten Schenkel und rief ein Mal über das andere: „In seiner Hochzeitsnacht! Er ist verrückt!"

Père Durant aber, der so dick war, daß er seit Jahren nicht mehr die oberen Kammern seiner Taverne besuchen konnte, zitterte heftig und machte erschrockene Kugelaugen:

„Bourbon, in zwei Stunden fährt der König zur Ostermesse, und sieht er dich, bist du des Todes!"

Der Prinz von Bourbon hörte schweigend zu, was ein jeder sprach. Er hatte eine besondere Art, die Stirn im Zorne hochzuziehen, was seinem Gesicht einen frühreifen und klugen Ausdruck gab. Er war sehr schlank und anmutig — so, wie das Volk seine Prinzen liebt —, hatte schwarzes Haar und edel geformte Hände. Noch blendete ihn das rauchige, rote Licht.

Eine Stimme rief:

„Euch wäre besser, Bourbon, Ihr wäret statt auf Euren eignen Beinen zu dieser Stunde auf den Beinen einer andern!"

Eine Hand fiel schwer auf seine Schulter.

„War dein flandrisches Kätzchen dir zuwider, Bébé? Ich rate dir, schließe die Augen und male dir ein Bild von Amélies Schenkeln!"

Eine dritte Stimme höhnte:

„Mir scheint, es mangelt Bébé neuerdings an der richtigen Stoßkraft, die das Leben von uns Männern doch nun einmal fordert! Wagerecht, Bébé, wagerecht, — so kann es dir an nichts in der Welt fehlen!"

Es erhob sich wieder ein solches Gelächter und Lärmen, daß die Schenke bebte. Madame Durant aber kreischte dazwischen:

„Pfui, Gaston, du bist ja ein Schwein! Ich will dich beim Erzbischof von Paris verklagen."

Die Hand des Prinzen fuhr an seinen Degen.

„Schweigt, ihr Unverschämten!" rief er mit seiner hellen Stimme, bleich vor Entrüstung.

Verblüfft blieb man stehen und horchte.

„Ihr Herren, ich hatte Abschied von euch genommen, ehe denn ich heiratete. Bei Gott, ich bin gesonnen, diesen Abschied zu halten!"

Jemand pfiff leise und frech durch die Zähne.

Im Schweigen des Gesindels spähte der Prinz — die Augen mit der Hand beschattend — nach dem Hintergrund, dorthin, wo die Stiege zur Galerie sich erhob. Dann ging er, während man ihn gespannt beobachtete, in leichtem Schritt durch die Menge, die Hand nachlässig vorgehalten, wie um den Weg zu bahnen. Vor einem Tisch, an dem ein Mann saß, blieb er stehen. Der Mann hatte die bernsteingelben Augen eines Tieres, seine Brauen waren versengt, sein Haar war schwarz wie seine Kleidung.

Der Prinz verbeugte sich leicht:

„Ihr seid der Chevalier Saint Dié?"

Der Mann stand auf.

„Zu Euren Diensten, Hoheit von Frankreich!"

„Ihr seid gebeten, Chevalier, mit mir zu dieser Stunde einen Gang vor die Tore der Stadt Paris zu tun. Wollet Euch mit Waffen versehen, die Wege sind unsicher."

Bourbon machte eine höfliche Bewegung mit der Hand, als gedächte er dem Chevalier den Vortritt anzubieten. Saint Dié blieb stehen: der Prinz ging voran; Saint Dié folgte.

Irgend jemand pfiff wieder durch die Zähne.

An der Türe kehrte Bourbon sich um.

„Ich grüße euch, ihr Herren!" rief er wohlgemut.

Kaum hatten die beiden das Haus verlassen, als man drinnen anhub sich erst leise, dann aufgeregt und lärmend zu unterhalten.

Gaspard wartete in der Gasse mit den ungeduldigen Pferden.

„Bedient Euch dieses Pferdes, Chevalier. Du, Gaspard, geh nach Haus."

Der Prinz und der Chevalier schwangen sich auf die Pferde. Man schlug einen leichten Trab an.

„Chevalier, ich bitte Euch, an meiner Seite zu reiten."

„Dank für die Ehre, Hoheit von Frankreich!"

Bourbon wandte das Haupt zur Linken und betrachtete Saint Dié. Er bemerkte, daß der Chevalier gut auf seinem Pferde saß.

Das Gesicht des Prinzen verzerrte sich jetzt aufs neue: Schmerz, Widerwillen und ein wenig Scham beherrschten seine Züge.

„Man sprach neulich an der Tafel des Königs von einem Saint Dié. Er hatte sich in der letzten Schlacht, die der Marschall von Frankreich an der Grenze dem Feinde geliefert, Kriegsruhm erworben. Seid Ihr es?"

„Ja, mein Prinz."

„Es war das Gewöhnliche, wie?" fragte Bourbon mit leisem Hochmut.

„Ich verstehe Euch nicht."

„Nun," rief der Prinz mit einer übertriebenen Gebärde, „das Gewöhnliche! Euer Lieutenant fiel, Ihr ergriffet das Lilienbanner, riefet: ‚Es lebe der König!' und triebet den Feind in den Fluß."

Der Chevalier schwieg.

„Was ward Euch zu Lohn?" fragte Bourbon nach einer Weile.

„Die Nähe der Allerchristlichsten Majestät."

Man hatte ein Stadttor erreicht. Als der wachthabende Lieutenant mit entsetzten Blicken den Prinzen erkannte, ward die Trommel gerührt und auf Begehren geöffnet.

Nachdem das Tor sich hinter ihnen mächtig aufstöhnend und rasselnd geschlossen hatte, stieg Bourbon ab, nahm sein Pferd am Halfter und forderte Saint Dié auf, ihm zu folgen.

Der Mond erleuchtete das offene Feld und dahinter einen dunklen Strich Waldes.

Während sie ihre Rosse längs der Stadtmauer hinführten, rief der Prinz dem Chevalier mit einer weiten, übermütigen Bewegung seines Armes zu: „Spürt Ihr es nicht, Saint Dié: ein großer und

besternter Himmel wölbt sich über uns, und vom Rouvrayer Forst wehen die zärtlichen Lüfte Frankreichs zu uns her!"

Der Chevalier blickte lächelnd über das Feld und dann zum Prinzen hin.

Nach einer Weile hielt Bourbon an.

„Lasset uns die Pferde zusammenkoppeln."

Man tat es.

Der Prinz zählte darauf mit stillem gesammeltem Eifer, gleich als gälte es ein Spiel, einige Schritte ab, wandte sich um und zog den Degen.

Man stand im Schatten der Mauer.

Bourbon begann mit lauter, über das Feld tönender Stimme zu sprechen, und so fließend und gewählt war seine Rede wie die eines Schauspielers auf der Bühne.

„Chevalier! Vor einigen Stunden geschah in meinem Schlosse zu Paris kurz nach Beendigung der Hochzeitsfeier dies: Meine Pagen geleiteten mich zum Brautbette der Prinzessin von Bourbon. Nachdem ich die Knaben entlassen hatte, teilte ich bald darauf mit ihr das Lager. Da sprach sie um Mitternacht — befangen in Wollust und leichtem Traum — ein verräterisches Wort, das mein schon entzündetes Mißtrauen hell entflammte. Die Prinzessin, von mir aus ihren schlaftrunkenen Gefühlen zur Wirklichkeit emporgerissen und aufs heftigste bedrängt, tat endlich das Geständnis, schuldvoll mein Bett bestiegen zu haben, da sie ehedem Eurer Mannheit erlegen war. Ich frage Euch, Chevalier Saint Dié, bei Eurer Ritterehre: sprach sie wahr?"

Saint Dié neigte das Haupt.

Bourbon aber schien diese Gebärde kaum zu beachten. Er führte einige kecke, fast fröhliche Lufthiebe mit dem Degen. Auch ließ er die Waffe kreisen wie ein Fechtkünstler und betrachtete sein leichtes und bewegliches Handgelenk.

„Ich habe Euch nun hierher geführt, um mit Euch zu kämpfen," fuhr der Prinz lachend fort. „Beim Zeus, Chevalier, ich halte dies für eine schlechte Sitte, ich mag es Euch nicht verhehlen. Denn wie konntet Ihr mich beleidigen, da Ihr noch nichts von des Königs und von meinen Plänen um die Gräfin Flandern wußtet? Auch gefallt Ihr mir; ich würde Euch gerne meine Freundschaft anbieten."

„Wer spricht zu dieser Stunde von Freundschaft," sagte Saint Dié abweisend.

Der Prinz machte eine heftige und pathetische Bewegung mit der Hand und trat einige Schritte näher.

„Wer spricht zu dieser Stunde von Freundschaft?" rief er mit verzogenem Mund. „O, Chevalier, mich dünkt, die Freundschaft ist eine große Angelegenheit, und zu jeder Stunde kann man von ihr sprechen; um wieviel mehr zu dieser, die uns zusammenführt als Männer von gleichem Geschmack."

Jetzt lachte Saint Dié ungezwungen und laut, wie man am Lagerfeuer mit den Kameraden zu lachen pflegt.

„Ihr seid ein fröhlicher Herr, Bourbon. Es scheint, daß die Dinge der Welt in Euren Händen an Gewicht verlieren. Die Pariser sprechen wahr,

wenn sie sagen, daß Eure Liebenswürdigkeit dereinst so unsterblich sein werde wie die Anmut des Peliden."

Der Chevalier trat näher und legte seine Hand freundschaftlich lächelnd auf Bourbons Schulter.

„Hört, Bourbon, sprechen wir jetzt als Männer. Als Männer, Bourbon, nicht wahr? Ich rate Euch, — und dies bei meiner Ehre ganz ohne Spott, — steckt Euren Degen ein, reitet zurück zu Eurer schönen Gemahlin und laßt mich bei Père Durant meinen Wein austrinken. Ihr könnt im Ernst nicht glauben, daß ich meine Waffe jemals gegen das edelste Blut Frankreichs richte. Die Majestät würde mich morgen für Lebenszeit auf die Bastille schicken, und Paris hätte den größten Skandal seines Jahrhunderts."

Der Prinz hörte aufmerksam zu und horchte noch, als Saint Dié bereits geendigt hatte.

Dann aber lehnte er sich breitbeinig auf den rücklings gehaltenen Degen, so daß der leichte Stahl sich im Halbkreis seitwärts bog, zog auf seine eigentümliche Art die Stirne hoch und fragte mit feierlichem Spott:

„Aber meine Ehre, Herr Ritter Saint Dié, meine Ehre? Da Ihr schon so schlecht von Freundschaft sprecht, was dünket Euch um die Ehre?"

„Ehre — was Ehre!" rief Saint Dié ein wenig ungeduldig. „Man sagt, der König habe die Gräfin Flandern für Euch gefreit aus Gründen der Politik. Ich selbst sah vor wenigen Tagen in den Tuilerien das Schauspiel, wie die Majestät von Frankreich im Beisein des Hofes Eure Hand nahm, um Euch der Fürstin vorzustellen. Ich vermute, Ihr kennt auch

heute Eure Gemahlin so wenig, daß Ihr sie nur schwer von anderen Frauen zu unterscheiden vermögt. Und da niemand auf der Welt etwas von dem Fehltritt der Prinzessin weiß, so dünkt mich, daß hier von Ehre nicht geredet werden darf."

Der Prinz betrachtete sinnend die Spitze seines Degens und sah dann etwas verlegen zum Chevalier hinauf.

„Ihr vergaßt, Chevalier," sagte er langsam, „daß die Prinzessin von Bourbon schön ist."

Und dann eigentümlich lächelnd und ein wenig bleich:

„Es liegt eine Nacht dazwischen, Saint Dié!"

„Nicht möglich!" rief der Chevalier mit gespieltem Erstaunen. „So dürstet Ihr — auch ohne die Meinung der Menschen — nach meinem Blut? Ganz Frankreich kennt den erlesenen Geschmack, mit dem der Prinz von Bourbon sich ehemals seine Frauen wählte. Er ist das Vorbild und das Entzücken eines jeden Franzosen." — Hier verneigte sich der Chevalier. — „Man bemerkte aber auch mit vielem Vergnügen, wie schnell die Hoheit des Prinzen bei Pferden, Bechern und Fechten ihre Frauen zu vergessen pflegte. Sollte eine Nacht ihren Geist so verändert haben, daß sie nicht mehr vermöchte, sich über diese Dinge zu erheben, und nun gesonnen ist, den früheren Besitz an einer seiner Frauen zu rächen?"

Der Prinz sah den Chevalier kindlich und groß an:

„Wie seltsam Ihr sprecht, Chevalier! Ist es Eurem Gedächtnis entfallen, daß hier die Rede ist von meiner Gemahlin, die der König für mich

gefreit hat, von der zukünftigen Mutter meiner Kinder, und nicht von einer jener Frauen, deren Ihr Erwähnung tatet?"

Der Chevalier blickte lächelnd zu Boden:

„Nun, Bourbon, so will ich Euch etwas sagen, und ich hoffe, Ihr werdet mich deshalb nicht töten —"

Er schwieg einen Augenblick, währenddessen ihn der Prinz gespannt ansah. Dann hob er das Haupt und machte eine lässige Bewegung mit der Hand:

„Bourbon, ... ich nahm sie in einer Genter Nacht wie jede andere ..."

Bourbon starrte den Chevalier an.

„Was sagtet Ihr eben, Saint Dié?"

Der Chevalier machte noch einmal eine lässige Bewegung und lächelte, wie man über die Abenteuer mit Frauen zu lächeln pflegt:

„Ich versichere Euch, mein Prinz," sagte er liebenswürdig, „wie jede andere ..."

Bourbon schrie auf, als habe man ihn geschlagen.

„Zieht Euren Degen, Saint Dié! Zieht Euren Degen!" — Er drang heftig auf den Chevalier ein. — „Ich befehle Euch, Saint Dié, den Degen zu ziehen."

„Verdammt, Bourbon — ich bitte Euch, mich nicht zu reizen ..."

Bourbons Waffe wurde gefährlich. Er knirschte mit den Zähnen.

„Euren Degen, verfluchter Dié — — — das ist unerträglich — — — Euren Degen — — oder ich ersteche Euch wie ein Tier — — — Euren Degen — — — bekennt die Lüge! — — — Euren Degen!"

„Ich nahm sie in einer Genter Nacht wie jede andere — — wie jede andere," sagte Saint Dié, zog langsam zurückweichend den Degen aus der Scheide, parierte dann und wiederholte immerfort: „Wie jede andere — — — wie jede andere!"

Der Prinz ward durch diese nachlässig und frech dahin gesprochenen Worte besinnungslos vor Wut. Mehrmals schon hätte ihn Saint Dié ins Herz stechen können, aber der Chevalier schien mit abgewandtem Geist bei diesem Kampf zu sein. Allmählich verstummte er. Und nun kreuzten sie die Degen wie bei einem Spiel: Schlag auf Schlag. Kein Ruf. Kein Wort. Schweigen und klingender Stahl. Nur von der Ferne der Wagen eines Bauern ...

Da schien plötzlich Saint Diés Kraft zu erlahmen. Der Prinz bemerkte es und verwundete ihn am Arm. Der Degen des Chevaliers wurde unsicher ... wieder verwundete der Prinz seinen Arm ... Saint Diés Degen begann zu flackern wie eine erlöschende Flamme ... der Prinz durchbohrte seine Brust ... Saint Dié rief etwas ... taumelte an die dunkle Mauer ... lehnte sich dort an ... dann war alles still ...

Bourbon beugte sich vor und horchte auf ein Wort ... horchte ...

Aber Saint Dié schwieg. Sein Geist war verdunkelt. Er sah den Prinzen nicht mehr. Er schüttelte den Kopf.

„Verdammt ... um einer Narrheit willen sterben müssen," sagte er endlich, und sein Blick irrte über die Felder.

Dann stürzte er nieder auf die Füße des Bourbonen.

Chastelard spürte den Morgen und wieherte.

Die Sterne verblaßten. Es wurde kalt und dunstig. Ein Häher stieg aus dem Wald auf und flog mit breiten Schwingen über die fahle Stadt, als wolle er ihr das Ende der Nacht verkünden und den Tag der Auferstehung des Herrn. Im Nebel läutete einsam die kleine Glocke von Notre-Dame zur Frühmesse. Fern rollten Wagen . . .

Bourbon breitete seinen Mantel über den Leichnam des Chevaliers und band den Braunen an einen Baum. Dann nahm er sein Pferd Chastelard am Halfter und schritt fort, geneigten Hauptes und in tiefem Sinnen befangen.

So ging er durch Paris. Einige Fenster öffneten sich; da man ihn sah, erschrak man, flüsterte, grüßte, kicherte, entsetzte sich. Er achtete es nicht.

Der Mond stand glasig und kalt über den Giebeldächern. Die Kleider des Prinzen waren hart und tauig; Chastelard dampfte im Morgenschweiß.

Plötzlich ertönten scharfe Kommandorufe. Pferde galoppierten vorbei, Reiter riefen laut, Fackeln tauchten in den Dunst, prunkvolle Sänften erschienen, ein langgezogenes „Halt!" —

Die Majestät von Frankreich!

Bourbon stand enggedrückt an der Mauer eines Hauses. In seiner ausgestreckten Rechten hielt er den Zaum seines Tieres. Seine Linke tastete nach hinten.

Die Majestät sprach:

„Also ist es wahr, was der Marschall mir berichtete?"

Oben am Fenster standen zwei halb bekleidete Frauen und horchten ängstlich. Bourbon verwunderte sich ihres Anblicks.

„Bourbon, was trieb dich in deiner Hochzeitsnacht von deinem Lager?"

Bourbon sah der Majestät ins Antlitz.

„König von Frankreich, vor den Mauern der großen Stadt Paris liegt ein Mann erschlagen im Angesicht der kalten Morgensterne."

„Wer liegt erschlagen?" fragte die Majestät.

„Saint Dié."

Diener beugten sich eifrig zu den Fenstern der Sänften und flüsterten ihren Herren den Namen zu.

„Wer tötete Saint Dié?" fragte die Stimme eines Richters.

„Ich. Ungeschickt war mein Degen im Spiel."

Bourbon sah jetzt sich zur Seite im Dunst und Fackelschein die Gestalt des Marschalls von Frankreich, der ihn mit finsteren Blicken maß.

Die Majestät schwieg. Dann sprach sie, und ihre Hand fiel schwer auf den Fensterrand der Sänfte:

„An die Grenze, Bourbon. Du bist verbannt."

Kommandorufe. Galoppierende Pferde. Fackeln und schnelle Sänften.

Bourbon blieb sinnend stehen. Als man ihn aber mitleidig umringte und die Pariser Bürgersfrauen, mit Bäckersemmeln in den Händen, tröstende Worte zu ihm sprachen, schwang er sich auf sein

Pferd und trabte mit gesenktem Rücken seinem Schlosse zu.

Gaspard wartete am Tor. Er hob freudig die Arme und küßte dem Prinzen die Hand.

Bourbon ging durch den Garten. Das betaute Gesträuch und die festlich erblühenden Bäume waren umsponnen von zärtlichem Frühlingslicht. Der Prinz spürte es, daß ein beglänzter Feiertag sich erhob. Milde Gedanken flossen mit einem Male durch seine Seele. Ein friedliches Glück überkam ihn, wie oft in seiner Kindheit vor dem Einschlafen.

Da blieb er plötzlich stehen. Ein leiser unterdrückter Schrei kam aus seiner Brust. Er beugte sich vor, die Hand am Halfter seines Pferdes, mit erhitztem Gesicht und nassem Haar — angespannt wie ein lauerndes Tier. Sein Mund öffnete sich und bekam einen gierigen Zug. Seine Augen waren böse und gefährlich . . .

Die Schloßtreppe herunter schritt die Prinzessin von Bourbon, in ihren Händen das Gebetbuch.

Da sie den Prinzen erblickte zur Seite seines dampfenden Pferdes, errötete sie tief und senkte die Lider. Vor ihrer Sänfte, die an der letzten Stufe harrte, blieb sie stehen, hob das Haupt und sah den Prinzen lange an. Dann stieg sie in das dunkele Gefährt, — die Ostermesse der Majestät von Frankreich zu besuchen.

Umschlagzeichnung von Ludwig Kainer
Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Papier von Bohnenberger & Cie., Papierfabrik, Niefern bei Pforzheim
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig



